



Alles um Frieden!

Bilder aus unseren
eisenharten Tagen

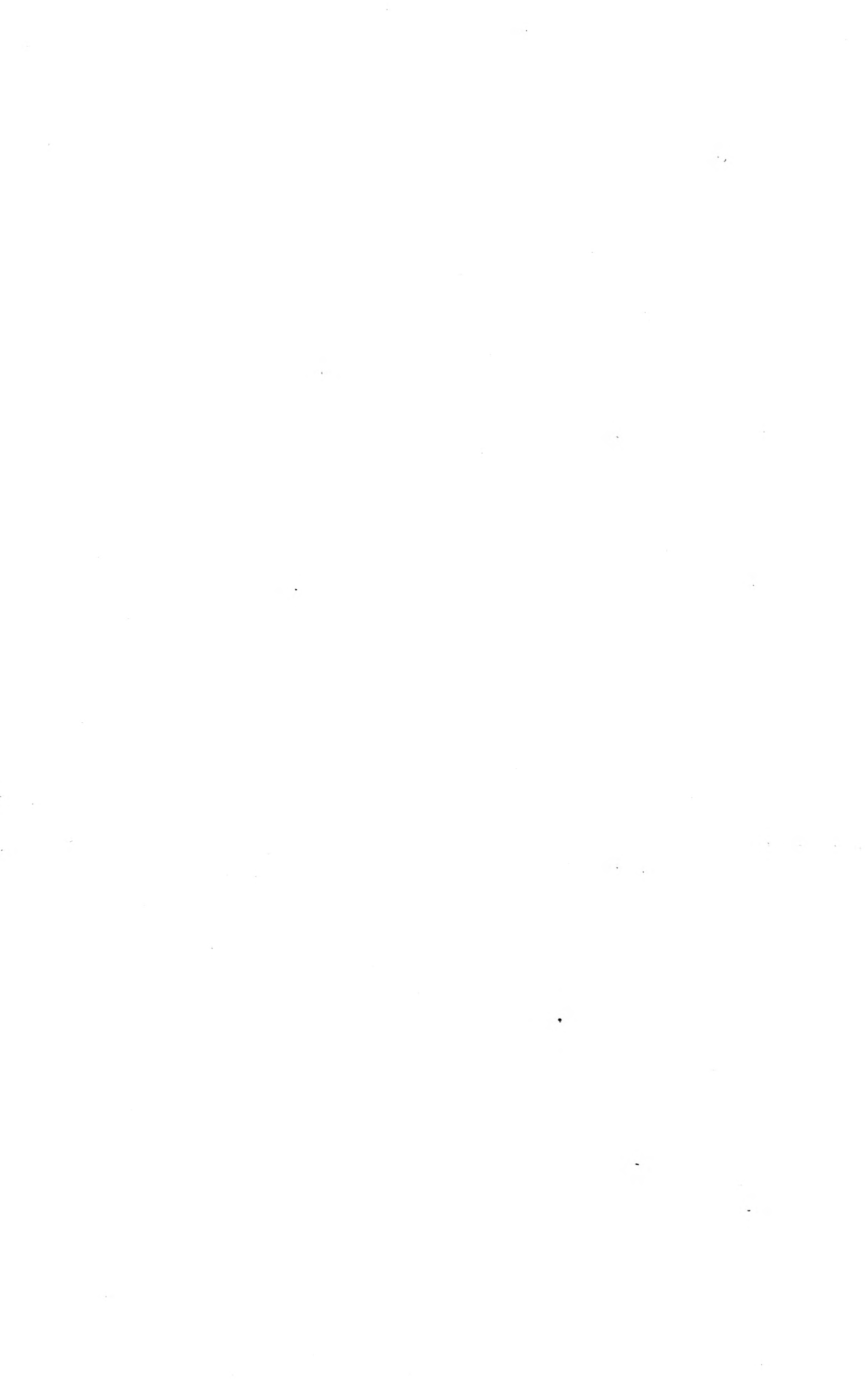
von

Paul Burg

Zweite Auflage

Im Xenien-Verlag zu Leipzig
1915

Reihenfolge



„. . . Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und Zukunft. Die fünfzig Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehn müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit. Hinter ihnen steht das ganze deutsche Volk. Das ganze deutsche Volk! —"

Am Jahrestage dieser Worte des Kanzlers von Bethmann-Hollweg vor dem Deutschen Reichstage 1914.
Am vierten August.

Ein Jahr ist verronnen,
Unsägliches Jahr!
Hunderttausende sind dahingesunken,
Siegreiche Helden — —
Die Erde ist satt der blutigen Qualen;
Heilige Erde!
Unseren Siegen zum Trotze dräuen uns
Erbitterte Feinde.
Aber Alldeutschland in Waffen hält stand
Unbezwinglich,
Daß hienieden der Friede wiederkehre,
Heiliger Friede!
Dafür streiten und sterben sie freudig,
Unsere Brüder.
Gott lasse ihr Schwert uns Pflugschar werden.



Das sei unsere Zukunft

„Die vermaledeiten Russen wären wir also los, Herr Rittmeister. Was nu?"

Viele Meilen hinter der östlichen Kriegsfront wurden diese Worte der Erleichterung gesprochen, mitten im deutschen Lande, mitten im Kriege, aber von einem Manne, der ganz und gar keine Uniform trug, friedsam seine kurze Stummelpfeife rauchte und in kotbespritzten Röhrenstiefeln bei seinem Herrn am Schreibtisch stand.

Der Rittmeister sah schon militärischer aus. Er war in feldgrauer Husarenuniform und trug den linken Arm in der Binde. Es war ein recht alter Rittmeister, Mitte Fünfziger konnte man ihm schon zugestehn, und sein Adjutant, zulande Inspektor geheißen, war noch gut sechs Jahre älter. Die Russen aber, von denen er sprach, waren ihrer kaum mehr als ein halbes Hundert, Männer und Burschen, Frauen und Kinder gewesen. Die einen hatten sich schon im Winter geweigert, für den deutschen Herrn weiterzuarbeiten, bei dem sie so viel Gold für den Strumpf gespart hatten. Sie waren daraufhin eine lange Weile eingesperrt gewesen, und die andern, die Mehrzahl, hatten sich gesträubt, jetzt noch länger gegen bloße Beköstigung zu arbeiten. Sie waren allesamt immer aufsässig gewesen. Zuletzt zerschlugen sie, was ihnen in den Weg kam. Nun waren sie heute morgen von Gendarmen abtransportiert.

„Gott sei Dank, endlich!" atmete der alte Rittmeister

auf. Der Inspektor hatte seine neue Sorge um Ersatz für die verlorenen Arbeitskräfte und sprach es aus.

„Setzen Sie sich mal dahin! Ja, da auf den Polsterstuhl, Pfeifer!“ drückte ihn sein Herr in den Sitz. „Was, Sie wollen nicht? — Sind auch alt genug, endlich mal weich zu sitzen. Außerdem ist ein ganz selstsüchtiger und hinterlistiger Gedanke von mir dabei, wenn ich Sie da vor Anker lege. Ja, Pfeifer, ich kenne Sie; Sie sind ein Dickkopp, und ich ... ich muß jetzt mal gründlich mit Ihnen reden. Versuchen Sie mal, ob Sie mich verstehen wollen!“

Der Inspektor rückte auf die Kante des Polsterstuhls. „Herr Rittmeister, ich verstehe Sie schon jetzt nicht ... und das Sitzen ist mir nicht bequem ...“

„Sitzengeblieben! Da haben Sie auch eine Zigarre.“ Geschickt bediente er ihn und sich selber mit dem freien rechten Arme.

Die beiden Grauköpfe rauchten schweigend. Durch das Fenster leuchtete der stille weite Hof und fern die grünen Felder.

„Also: Ich bin auch noch mal draußen gewesen, wie sich das für einen alten Soldaten gehört. Viel Glück habe ich ja nicht gehabt, das wissen Sie. Muß mir so ein Gaul auf der Etappe beinahe den Arm weghauen. Na, das hätte ich hier auch haben können. Aber, Pfeifer! Ich habe viel gelernt draußen, denn auch so alte Kerle wie wir lernen in solchen Zeiten heller und schärfer in die Dinge hineinsehen. Na? —“

„Nu bin ich aber wirklich neugierig, Herr Rittmeister.“ —

„Sie sind bald vierzig Jahre auf dem Hofe, ja? Da

haben Sie schon beim seligen Vater gemerkt, daß der Kram hier seine Ecken hat, die Karre schwer geht von wegen den vielen Schulden."

„Das geht mich nichts an", paffte der Inspektor.

„So. Aber Sie wissen jedenfalls Bescheid. Auch, daß es unter meinem Zepter noch fauler geworden ist. Schwiegersohn Baumeister hat nischt wie Pech, der eigene Herr Filius ist ein Luftikus gewesen. Na, Pfeifer, ehrlich darf man doch sein, wenn der Junge auch nu seine gute Zeit als Gefangener in Frankreich absitzen darf. Das macht ihn besser. Und mein Herr Schwiegersohn, das versichere ich Sie, ist auch ein anderer geworden. Brauche bloß ich mich noch zu mausern, und wir blasen Sieg! auf der ganzen Linie. —

Mann, unterbrechen Sie mich doch nicht, ich mache doch wahrhaftig keine Witze. Ich sage Ihnen, wie ich da so in dem lausigen Neste lag und unter Schmerzen von einem Doktorbesuch auf den andern wartete ... da ist mir verschiedenes klar geworden. Man liest ja dann auch manches und liest mit offenen Poren. Das Weitere geht Sie nu wirklich nischt an, bloß der Enderfolg: Ich ... ich selber besorge Ihnen Leute, Pfeifer!"

Der Inspektor legte die Zigarre weg. „Herr, das haben Sie ja noch nie probiert."

„Nebensache. Passen Sie auf, wie wir das machen!

Von dem Waldstück bis hinters Dorf, das sind dreihundert Morgen, nicht? — Und von der Ziegelei bis an die Heerstraße, das sind auch gut zweihundert. Die werden verkauft und aufgeteilt in vier bis fünf Bauerngüter mittlerer Sorte und ein Dutzend Kleinhöfe. Bauern kriegen wir schon. Und Kleinkätner, die hol ich mir aus

der Verwundeteneskadron unserer Brigade. Das gibt Staatskerle, die arbeiten können und wollen. Passen Sie mal auf, Pfeifer, das geht dann hier in einem andern Flusch als mit den verdammten Russen. Wir werden beide nochmal jung, und der Herr Filius kann sich bei uns bedanken."

„Dafür, daß ihm sein Herr Vater den Acker über dem Kopfe verkauft!" stand der Inspektor auf. „Herr Rittmeister, ich möchte wissen, worauf Sie 'rauswollen, mit mir Ihre Witze zu machen. Wenn Ihnen dann noch knappe siebenhundert Morgen ohne Wald und Wiese bleiben, brauchen Sie mich auch nicht mehr. Da tut's so ein Laffe mit Lackstiebeln und Silbersporen von der Winterschule, der sich Verwalter schimpfen läßt. —"

Ruhig sah ihn sein Herr an.

„Mann, sind Sie denn schon so alt und verknorpelt, daß Sie nicht einsehen wollen? Mir, das sage ich Ihnen, sind siebenhundert schuldenfreie Morgen mehr wert als der ganze jetzige Kram, den Sie einen abgerundeten Besitz nennen und der immer bloß mit Ach und Krach unter dem Konkurs weggekommen ist."

„Der Herr Leutnant wird heiraten, und da wird alles besser werden."

„Ich habe auch mal geheiratet. Ist auch nicht besser geworden, Pfeifer."

„Welcher verschmitzte Gutsausschlächter hat Ihnen denn die Offerte gemacht, Herr? —"

„Zum Deubel nochmal, Sie Dickkopp, habe ich denn nicht gesagt, wir teilen das Land auf?! Ich will meine Ruhe vor den Hypotheken im Alter haben, will mir und meinem Sohne gute Arbeitsverhältnisse schaffen und an

meinem kleinen Teile dazu beitragen, daß Gerechtigkeit in der Welt regiert. Wer hat denn jetzt die Kastanien für uns aus dem Feuer geholt? — Die Kameraden. Pfeifer —! Denken Sie denn, die Leute haben sich dazu krumm und totschießen lassen, daß ich nachher hier wieder sitze und schlemme, vor Schulden nicht schlafen kann. Nee, mein Sohn! Innen und außen große Reinigung, anständige Verhältnisse schaffen, sonst hat der ganze Krieg, der Frieden einfach seinen Zweck verfehlt."

„Herr Rittmeister, nehmen Sie mir ein freies Wort nicht übel! Die Art Apostel, wie Sie einer sein wollen, werden nachher immer gesteinigt. Da mache ich nicht mit. Geben Sie gleich Ihren ganzen Besitz an Krüppel und Halunken weg, die Sippschaft versäuft alles und sitzt nachher noch schlimmer drin."

„Stimmt im allgemeinen, hier aber nicht", zog ihn der andere wieder auf seinen Sitz und reichte ihm ein Zündholz herüber. „Von deutschen Soldaten sollten Sie so was auch nicht sagen, nicht mal denken. — Wir, wir sind doch dazu da, daß die Leichten unter ihnen nicht verlottern. Boden unter ihre Füße, festen Boden! — Da, daß es helle werde in Ihnen! Mann, unser alter Acker wird in jedem Stück in Erbpacht gegeben, die Darlehne werden unkündbar als Tilgungshypotheken auferlegt. Dämmert's nu, Pfeifer? —"

„Sie kommen mir aber doch wie ein verfehlter Apostel vor", murrte der andere und zerbiß grollend seine Zigarre.

„Das soll Ihre Privatmeinung sein. Ich sage Ihnen aber, als ich heimfuhr, habe ich unterwegs lang und breit mit einem gesprochen, der wohl ein hohes Tier bei der Regierung sein muß. Er hat mich eigentlich erst auf

diesen Trichter gebracht und hat mir gesagt, daß das schon da und dort mit ganzen Gütern, die pleite sind, gemacht worden ist in dieser Kriegszeit; es sei die einzige Möglichkeit vorerst, den deutschen Grundbesitz zu festigen und die Landarbeiternot, die durch den Ausfall an Russenkräften brennend geworden ist, zu beheben. Zugleich täte man an den Soldaten das notwendigste gute Werk, ihnen ein Heim und eine geruhige Zukunft zu bieten.

Na, Pfeifer, soll ich vielleicht Ihnen zuliebe so lange warten, bis ich auch pleite bin. Da würden sich die Herren Nachbarn mal freuen."

„Das werden sie auch so."

„Stimmt wiederum, Pfeifer. Aber das ist mir Wurscht, denn die Herren Vettern und Freunde hätten mir doch keinen Dreier zu meiner Rettung gegeben.

Ich will Ihnen noch eins sagen: Im Kriege sich totschießen lassen für sein Hab und Gut, das kann der Deutsche, er hat's tausendmal bewiesen. Aber daheim, mitten im Lande und im tiefsten Frieden erhalten und festigen, was einer hat, und sei es unter Opfern, Pfeifer, ich glaube, das lernen wir erst so recht durch diesen Krieg, der uns zeigt, wieviel wert das bißchen liebe deutsche Erde uns sein soll. Oder wir lernen es nie mehr und sterben an verkalktem Gemüte.

Nu gehen Sie nach Hause und überlegen Sie sich über Mittag die Geschichte, ob ich Ihnen noch genüge, Sie alter, treuer Freund!"

Er reichte ihm die Hand. Auge in Auge standen die Männer.

„Gegen die alten Schulden hätte ich's doch mit Fäusten und Zähnen festgehalten!" sagte der Inspektor ehrlich.

„Ja, ja, Sie sind ein ganz vorsintflutlicher Mensch. Festhalten, wenn die Fäuste lahm und leer, die Zähne hohl sind“, lächelte der Rittmeister und wandte sich wieder den Briefen auf seinem Schreibtische zu.

„— — — — — Auch über uns selber habe ich viel nachgedacht in diesen endlosen Wochen“, schrieb der Sohn aus der Gefangenschaft. „Vater, wenn ich noch einmal heimkönnte und ein ehrlicher Kerl auf meinem Acker werden, ich wollte mit der Hälfte, mit dem zehnten Teile dessen vorliebnehmen, was wir heute haben und doch nicht haben. Sich nicht abhängig machen! Hätten wir Deutsche, Bauern und Bürger, es früher gelernt! — Jeder von uns, der Kommerzienrat in der Stadt, der große und der kleine Bauer auf dem Lande, hat zuviel fremdes Geld in sich gefressen. Das lähmt, auch moralisch. Hier sehe ich es am besten, wie ein Land innerlich und außen daran kaputt geht. Nur das uns Deutschen nicht! Gott sei Dank, daß wir noch siegen und uns bessern können! Aber die Zeiten sind hart und müssen es wohl sein, damit alle, alle aufgerüttelt werden ...“ “

Fröhlich überlas der Alte zum sovielten Male den ernsthaften Brief seines Sohnes, faltete ihn und erhob sich. Er trat auf den Hof und pfiff seinem Hunde.

War das eine Freude, mit reinem, frohen Herzen, mit gutem Hoffen auf eine fröhlichere Zukunft durch den Mittag über die Felder zu gehen! Er atmete mit voller Brust den Odem des Frühlings und nickte den weißen Birken am Wege zu, die sich mit frischen, grünen Schleiern schmücken wollten.

Deutschland! Du, Vaterland! —

Vor seinen Augen stand das zerschossene, zerstampfte

Ostpreußen auf, Trümmer bei Trümmer, ein unabsehbares, blutgedüngtes Blachfeld. Und er sah im Geiste die schweren Jahre, bis dort wieder Saaten grünten und der Rauch aus frohen deutschen Häusern unter dem lachenden Frühlingshimmel kräuselte.

Rings im Lande würden Gräber sein, viele frische Gräber deutscher Helden, die ihr Blut und Leben für Deutschlands Freiheit willig gaben. Gräber auch in allen Herzen der Heimat. Daß sie nicht umsonst gestorben wären! — Daß Deutschland auch in Deutschland selber frei würde von allem Zwang, der die mutigen, wagenden Geister fesselt, bis sie verdorren. Frei das Land in jedem Fußbreit — frei jedes Herz!

Über ihm im Baume schlug fröhlich ein Starenpaar. Der grauköpfige Rittmeister blieb stehen und schaute hinauf, lange Zeit. Und seine Augen blickten hell und jung.

Eine zeitgemäße Erinnerung

Der gräfliche Hofprediger und Konsistorialrat Johann Gottfried Herder trat erhitzt und schweratmend bei seinem Herrn ins Gemach. Frau Karoline hatte ihn daheim auch gar zu unnütz mit ihren Gedanken und Bedenken aufgehalten. Was denn der Graf gerade heut von ihm wolle? Habe ihn so lange nicht gerufen, bloß immer die liebe, junge, gnädige Gräfin habe seinen geistlichen Beistand und Trost, sein Freundeswort gesucht, seit der tückische Juni ihr das Kind, das einzige und angebetete, raubte ...

„Ich bin es heut, der Sie ruft, Herr Herder", spann auch Graf Wilhelm nach kurzem Gruße jetzt diesen Gedanken an. „Nicht die Gräfin, unsere liebe, kindsverwaiste Frau. Dank für alles Gute, das Sie ihr antun! Von dem lieben toten Ämilchen geht aber auch Unser Erwägen aus, das Sie rief. Haben Sie Zeit für eine kurze Fahrt auf dem See?"

Herder bejahte erstaunt, weil er für den Steinhuder See samt der Musterfeste, die der Graf darin erbaute, aus dem Nichts hervorgezaubert hatte und mit Soldaten und Kanonen unterhielt, nicht mehr übrig hatte als für die müßige Spielerei eines mächtigen und schrulligen Landesherrn. Der Graf, ihm seit langer Zeit nicht eben innerlich zugeneigt, kannte diese Ansicht seines Hofpredigers und rief ihn doch? —

Sie fuhren in ratternder Kalesche durch den heißen

2*

Augustmorgen über Land. Nachdenklich saß Herder neben dem schweigenden Grafen, sann den Plänen nach, die ihn aus Bückeburg weglockten, weg von der Seite dieses Grafen, der gewiß ein bedeutender Mann, aber ein Eisblock und ein unbeugsamer Exerzierstock war, allen Musen von Herzen abhold.

Und der Schaumburger Graf neben ihm, bewährt in vielen Kriegen daheim zu Lande und über den fernen Meeren, dachte immer wieder den einen Gedanken, was nun aus seinem Lande werden sollte. Das kleine zarte Ämilchen war gestorben, er war ohne Erben, und wenn der bejahrte Vetter Philipp Ernst ans Regiment kam, fielen die Landfeinde über die Lippischen Gaue her, zerrissen sie vielleicht ganz und teilten den Raub unter sich. Auf diesen harten Krieg um die Zukunft seiner Länder hatte er sein Lebtag gesorgt, jeden Mann im Weserlande zum Soldaten gemacht, Festung und Forts gebaut, Helden an die Kanonen gestellt. Jeder Gedanke mußte dem großen Ziele gehören, das Volk auf einen langen und harten Abwehrkrieg zu erziehen.

Er ging seine Verordnungen noch einmal im Geiste durch, fuhr schweigend und sinnend mit Herder über den flachen See zur Feste und nahm die Meldung des Kommandanten ohne ein Wort entgegen.

In der Stückgießerei waren die Offiziere und Stückjunker versammelt. Wie zum Examen. Oberst Colson stellte ihnen Herrn Herder vor und bot dem Hofprediger einen Schemel zum Sitzen an. Der Graf stolzierte, hoch und schlank, zwischen den Bänken, Tiegeln und Pfannen.

„Wir wollen, daß unsere Offiziere wie die Pfarrer und alle im Lande wissen, was diesem und jedem in einem

Kriege taugt. Soldaten sind da erst wahre Verteidiger, wo sie das Vaterland in ihrem Rücken sicher wissen, denn unsere Soldaten sind keine Söldner, die heute für den Kaiser in Wien und morgen für einen englischen Krämer schießen und ihr Blut hinspritzen. Landeskinder sind sie und also Landesverteidiger. Wir essen alle von einem Brot.

Sagen Sie Uns und den andern ein Wort von der Kriegsfouragierung, Scharnhorst!"

Der Feuerwerker Gerhard Johann David Scharnhorst aus Bordenau erhob sich, reckte sich in der Jugend seiner neunzehn Jahre auf und fuhr sich verlegen mit der Rechten durch den dunklen Haarschopf. Dann sank er sichtlich in sich zusammen, denn er wußte nicht viel Antwort auf die Frage des Grafen.

„Im Interesse der gemeinen Wohlfahrt sollen nach gräflichem Reskript die Kornpreise so wenig wie möglich eingeschränkt werden."[1]

„Hätte nichts weiter für die Fourage zu besagen, als daß die Lieferanten nach dem Rezept, das sie gegen den König von Preußen haben, uns die Haut mit den Haaren nehmen, wann sie dem Heere Hafer und Korn verkaufen.

Aber Scharnhorst, Scharnhorst! Und man will Stückjunker, will Unser Stückjunker werden — —? Oder will Er nicht?"

Die Frage brannte dem Jüngling ins Herz. Er richtete einen leuchtenden Blick auf den Grafen.

„Hauptmann Rixleben, lehren Sie Ihre Schule, was wir vom Lande verlangen. Es ist nicht viel und leuchte jedem ein:

[1] Verordnung vom 10. Februar 1772.

Den Sommer vor drei Jahren haben Wir das erste Mal anbefohlen, daß in Unserm Lande zu Michaelis, zu Weihnacht, Ostern und Trinitatis der Vorrat an Kornfrüchten genauest verzeichnet werde.[2] Unsere Maßregel hat den Sinn, daß der jedesmalige Vorrat an Korn mit der Einwohnerzahl verglichen und danach jede Ausfuhr des Getreides geregelt werde, denn unsere Äcker fruchten zuerst und allein für uns. Erst wenn wir Überfluß haben, wollen wir andern davon abgeben, uns nicht wie Verschwender an unserm eigenen Leibe versündigen.

Die Stückjunker wie die Leutnants sollen aufmerken, wie das Schema geartet ist, daß sie den Bauern, die noch nicht schreiben können, die Arbeit gescheit abnehmen! Mehl, Brot und Malz wird als das vorhandene Verbrauchsgut vorerst in eine Rubrik nicht gebracht, aber ein gehäufter Himten Mehl wird für einen Himten Korn gerechnet und 44 Pfund Brot gelten für einen Himten Roggen. Jeder Kopf durch die Bank im Lande ist zur monatlichen Konsumption anzuschlagen mit 3 Metzen Roggen, ¼ Metze Weizen, ½ Metze Gerste.[3]

Sie belieben zu lächeln, Herr Herder. Aber meine Amtmänner haben festgestellt, daß diese Maßnahme, so kleinlich sie scheint, schon im gleichen Jahre einen Kornmangel im Lande verhütet habe. Im Frieden! Denken Sie sich, Herr Herder, diese Maßregel auf das peinlichste befolgt, in einen Krieg hinein, wie wir ihn sieben Jahre durchgelebt haben, und Sie werden darin eine Waffe gegen den Feind erkennen müssen, der die Achtung niemand versagen kann."

---

[2] Verordnung vom 17. Juli 1771.

[3] Verordnung vom 19. August 1771.

Es stand ein stolzes Leuchten auf dem hageren Gesichte des einsamen Mannes, den sie alle für einen Grübler und einen großen Geist hielten, wie sehr er auch unter seinesgleichen ein Sonderling war. Sogar die Sprache kam ihm ein wenig geschraubt und klassisch verschnörkelt von den Lippen. Aber sein Herz, wie deutsch empfand es!

Herder dachte an das Wort, das man am geistvollen Darmstädter Hofe einmal über den Schaumburger Grafen gefällt hatte, er habe eine griechische Seele in einem westfälischen Leibe. Lykurg . . .

Der Graf fuhr fort: „Danach haben wir dann die Kornpreise im Lande festsetzen lassen, freilich zu dem Zwecke, daß sie von niemand, bei Strafe sollen überboten werden. Jeder soll sein Brot essen, ohne dem Wucherer Blut dafür zu lassen. Der Himten Weizen einen Reichstaler bis einen Reichstaler und 8 Mittelgulden. Der Roggen dreißig bis dreiunddreißig, die Gerste neunzehn bis zwanzig Gulden."[1]

„Und wie hielten es Eure Durchlaucht mit dem Bestande auf dem Halme?" fragte jetzt Herder, den die Frage anfing zu interessieren.

„Wer weiß das zu sagen?" forschte Graf Wilhelm über die Köpfe der Schüler hin. Einer hob den Finger, Hentzen.

„Bis vor zwei Jahren wurde eine Anzahl Probegarben für die ganze Qualität genommen und das Korn auf den Ackerbreiten nach der Flur gemessen. Jetzt ist vorgeschrieben, es soll nicht nach dem Buchstaben und nicht blind aufs Los geschätzt werden, soll jede Länderei nach

[1] Verordnung vom 7. November 1771.

ihrer Eigenart und Bodengüte, nach der Kultur gewertet werden, die sie hat."[1]

„Steckt darin nicht lediglich auch ein Ansporn für unsere Bauern, sie aufeinander ehrgeizig zu machen?" Nickte der Graf Herdern zu. „Wir reden nachher noch davon."

Winkte dem Hauptmann von Rixleben, dem Vorsteher seiner Artillerieschule auf dem Wilhelmstein. „Sie haben die Verordnungen alle zur Hand, sehe ich. Lesen Sie wenigstens dem Herrn Herder den Schluß der allgemeinen Befehle vor, die wir über den Wiesenbau und das Saatland, über das fleißige Pflanzen von nutzbaren Obstbäumen an allen Wegen, Triften und Stegen erlassen haben, denn wir wollen, daß Uns auch die Pastores in unsern Ländern dazu noch sollen nützlich werden."

Und der Hauptmann las: Um die fleißigen, ordentlichen Haushälter nach Befinden der Umstände vor andern bemerken und belohnen zu können, wollen Wir durch eigentlich dazu beorderte Personen von Zeit zu Zeit die Aemter außerordentlich bereisen und von den Umständen und Fleiße der Inhaber jedes Hofes Uns genau berichten lassen und diejenigen, welche sich durch Verbesserung ihrer Haus- und Landwirtschaft auf eine merkwürdige Art hervortun, wollen Wir nach Befinden durch Erlassung auf kürzere oder längere Zeit einiger Prästandorum als Befreiung von Landfolgen, Spann- und Handdiensten, Burgfesten usw. oder durch Geschenke an Ackergeschirr, Kleidungsstücken oder Vieh, silbernen Schnallen und Krücken, Unserer silbernen Preismedaille usw. zur Aufmunterung

[1] Verordnung vom 14. August 1772.

des Landbaues Unsere Zufriedenheit zu erkennen geben und dadurch ihr gutes Betragen zu ihrem eigenen Lobe sowohl als zur Aufmunterung anderer bekannt machen.[2]

Graf und Pastor ließen dann die Offiziere und Schüler allein, gingen auf der Berme um die Zitadelle.

„Sie haben Uns ein dankenswertes Interesse gezeigt. Sie haben auch viele Fäden in die Welt hinaus und hinein, Herr Herder“, fädelte der Graf seine Befehle für diesen selten eigenwilligen und starkmütigen jungen Mann, den er als Forscher und Philosophen bei sich hochschätzte, vorsichtig ein.

„Forschen Sie bei Ihren Buchhändlern nach guten Werken und Schriften über den deutschen Landbau, wie er das deutsche Land recht ernähren kann. Wir wollen, daß unsere Pfarrer in den Gemeinden sich mehr damit befassen, Herr Herder, denn für was sonst sind die Pastoren da ...?“

„Gräfliche Gnaden ...!“ Aus Herders Munde klang ein fester Wille, zu widersprechen, jetzt zu sagen, wie lange schon er das bevormundete Amt satt habe und in die Freiheit hinausstrebe. Er war doch ein Dichter und wollte ein Dichter sein und heißen wie sein Freund Goethe, dem die Welt gehörte. O diese Enge! — Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe schnitt ihm das Wort ab.

„Weiß, daß der Herr Hofprediger vor Geschäften und Schaffen unsere Befehle nicht vernommen oder nicht im Sinne behalten haben. Wir wollen, die Geistlichen sollen, in Acker und Hofe wie jeder Bauer, ihre Gemeinden zur Landwirtschaft aufmuntern. Von unserm Hofpastor in

---

2 Verordnung vom 23. Februar 1774.

Bückeburg verlangen wir das nicht, Herr Herder. Aber wir haben Ihnen auch unterbreitet, daß einige der neuesten und vorzüglich brauchbarsten Abhandlungen von der Verbesserung der Landwirtschaft und des Gartenbaues sollen angeschafft und an die Prediger auf dem Lande ohne Entgelt ausgetan werden.[1]

Wollen Sie uns das nicht wenigstens zuliebe tun, Herr Herder?" hielt ihm der Graf die Hand hin.

„Mit tausend Freuden!" schlug Herder ein und war versöhnt mit dem weitausschauenden Manne, dessen Diensten er sich widerstrebend zugeschworen hatte, um ein Haus zu haben und ein Dach für sich und seine Karoline, für seine ehrgeizigen und hochfahrenden, so oft enttäuschten Pläne.

Hier war ein Mann, ein Regent voller Zielbewußtsein, von dem man lernen konnte und den man verehren, unterstützen mußte.

---

[1] Verordnet am 2. Februar 1774.

P r i n z e n t o d

Er faltete das widerstrebende steife Briefblatt noch einmal auseinander und las beim Scheine des flackernden Kerzenstumpfes die Zeilen noch einmal, die an diesem frühen, kalten Morgen sein junges Blut heiß gemacht hatten.

„... Prinzeß Gisa läßt Dir einen lieben Gruß sagen, den ich Dir als Deine Mutter doppelt gern und herzlich übermittle. Sie wünscht Dir recht bald das Eiserne Kreuz, mein lieber wackerer Junge! Und wenn Du heimkehrst, gestand sie, soll kein anderer Lorbeerkranz als der ihrige neben dem meinen deine Stirn zieren.

Halt Dich gut, sei tapfer, mein lieber, einziger Junge. Und wenn es Dir einmal nicht alles nach Wunsch und Laune geht, so vergiß niemals, daß in der Heimat treue Frauenherzen um Dich weinen. Gott behüte Dich!"

* * *

Er lehnte sich zurück auf seiner harten Matratze und sann. Ja, auf dem Hofball war es gewesen, wo er sie zum letzten Male sah, Prinzessin Gisa. Sie hatte ihm zu dem neuen blanken Stern gratuliert, der ihm verliehen war, und den er stolz auf der Brust trug. Ein bißchen mokant war sie ja immer, aber so klug und so schön.

— — — will ich deiner erwarten
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee

sangen Soldaten im Vorbeiziehn unter seinem Fenster. Mit einem Ruck sprang er vom Lager in die frostkalte Kammer und nahm seine Sachen.

Als er angekleidet war, trat der Bursche ein.

„Hoheit verzeihen, der Herr Rittmeister hat Freiwillige aufgerufen. Zu einer Offizierspatrouille. Jetzt sofort. Ich dachte nur, daß Hoheit doch noch gestern gesagt haben — —"

Der junge Prinz riß den Säbel hoch und rannte an dem Burschen vorüber aus der Tür.

Es wurde ihm gewährt, er durfte mitreiten, die Patrouille führen. Zwölf Pferde gingen in gleichem Schritt und schnoberten in den kalten Morgen hinein. Der Prinz ritt mit seinem Wachtmeister vorauf, beide schweigend eine lange Weile.

Einmal seufzte der Wachtmeister. Der Prinz sah ihn von der Seite an. Nach einer Weile fragte er:

„Haben Sie Sorgen, Schmidt?"

„Befehl, nein, Herr Leutnant", sagte der Gefragte stramm.

„Nicht so dienstlich! Aber Sie gefallen mir heute morgen gar nicht, sind nicht wie sonst — — —"

Der andere riß am Zügel und räusperte sich.

„Ach Gott, Hoheit, es läuft einem mal was über die Leber, heute Gutes, morgen Schlechtes. Mir ist aus dem letzten Brief von Hause was angehangen. Da wollte ich eben jetzt mit, um andere Gedanken zu kriegen."

„Das ist recht. Aber Sie müssen sich aussprechen, Wachtmeister. Ich bin doch Ihr Freund..." Der Prinz reichte ihm die Hand herüber.

Nach ein paar Schritten tat der Vizewachtmeister sein Herz auf.

„Sorgen hat meine Frau. Ja, so ein Kunstgewerbeladen! Wer kauft denn jetzt im Kriege solche Sachen? Alle Kunst ist ein Luxus geworden. Ich glaube, an der Kunst kann einer jetzt rechtschaffen verhungern. Wir im Felde haben es noch am besten — — —"

„Herr Leutnant!" rief der Reiter am linken Flügel. „Ich glaube, wir sind schon aus dem Postenbereich."

„Dann aufgepaßt!" Der Prinz reckte sich im Sattel auf, und der Vizewachtmeister verschloß seinen Kummer wieder in tiefer Brust. Sie ritten in langer Reihe durch ein kahles Gehölz, die Hand am Karabiner, jeden Nerv angespannt.

Der Vizewachtmeister hielt hinter dem schlanken Prinzen und kämpfte mit seinem Herzen.

Ja, so ein junger Kerl wie du, aus bestem Blut, du hast es besser als andere Sterbliche — — —

Sie kamen über eine Wiese. Hundert Schritte wegaus wiederum Wald. Eine Handvoll Reiter, Blauröcke.

„Wir müssen durch!" rief flüsternd der Prinz hinter sich. Darauf in schneller Folge: „Lanzen ein! Festsitzen! Los!"

Sie jagten übers blache Feld. Hurra, hurra!

Das Rudel Feinde stutzte.

Der Prinz vorauf.

Die Blauen jagten auseinander. Einer streckte den Revolver aus. Der Wachtmeister preschte gegen ihn und riß seinen Säbel hoch.

Er war noch nicht heran, da knallte der Schuß.

Die Hände hocherhoben, sank der Prinz vornüber.

„Prinz!“ schrie der Wachtmeister und wandte sich um.

Da krachte der zweite Schuß und warf den Wachtmeister aus dem Sattel.

„Weiter! Macht, daß ihr weiter kommt! Vollmann hat's Kommando!“ schrie er den Gefreiten an.

Er sah noch, wie seine braven Zehn den blauen Schützen vom Pferde holten und mit ihm weiterpreschten. Dann schwanden ihm die Sinne.

Abendliche Kälte weckte ihn. Oder war es die weiche Hand, die auf seiner Brust lag, zitternd und tastend?

Über den Bäumen stand ein leuchtendes Abendrot am Himmel. Still war es im Walde.

„Wachtmeister!“ Die Hand erhob sich. Ein goldener Reif erschimmerte, ein Stein funkelte.

Der Verwundete erwachte wie aus einem Traume.

Der Prinz! Das war doch seine Stimme. Was war denn das nur?

Ach, sie waren ja beide vom Pferd geschossen.

„Hoheit!“

Der Wachtmeister wollte sich erheben. Es ging nicht. Alle Glieder waren ihm wie Blei und seine Kehle ohne Gefühl.

„Kamerad!“ sagte der Prinz leise. „Ich glaube, sie haben uns nicht gefunden. Ich schlief so schön. Aber nun wache ich schon lange und warte auf dich, du lieber Kamerad, weil ich fühle, wie es immer weniger mit mir wird. Wenn du nach Hause kommst, grüß mir meine Mutter und die Prinzessin Gisa, Kamerad. Sag ihr von mir, sie solle dir den Lorbeerkranz geben und für euch sorgen, daß ihr keine Not habt. Kein Mensch soll Not haben, Kamerad!“

Der Prinz schwieg. Eine Weile wartete der Wachtmeister; er wollte erst seiner Tränen Herr werden um den lieben, treuen Prinzen.

Dann rief er leise. Seine Stimme war wieder fest.

Keine Antwort. Er wartete lange und spürte die Kälte überall am Leibe.

Es war nun fast dunkel geworden.

Wieder rief er. Rappelte sich hoch, daß er saß, und tastete umher, die Hand des Prinzen zu fassen, die so treu auf seinem Herzen gelegen hatte.

Er fühlte die Hand. Sie war kalt wie die dunkele Nacht.

Er quälte sich ab, seine Taschenlampe zu finden und zwängte sie auch endlich hervor. Der helle Lichtkegel schoß flirrend ins Dunkel. Die Gräser waren weiß bereift.

Da lag der Prinz. Auf seiner Brust blinkte der silberne Ordensstern. Der Prinz war tot.

Aller Schmerzen frei, kniete der Wachtmeister bei der Leiche seines Leutnants und betete.

Der Lichtkegel schwankte zitternd über das bleiche, erstarrte Jünglingsgesicht und erlosch.

Nacht war wieder um den toten jungen Helden und um seinen todwunden treuen Wächter.

Deutscher Frauen Heldensinn

Was hätte denn hier je auf den Krieg, den furchtbaren Weltkrieg deuten können: Vom Walde flog ein leises Abendraunen her, und über dem Weiher bei den weißen Birken stand der Mond, silbern und starr. Heimchen schickten ihre verstohlene Musik hinauf zu dem dämmerig erleuchteten Schloßaltan, wo die drei Frauen um den weißbärtigen Vater saßen.

Mit verhaltener Stimme las er ihnen aus der Zeitung vor, Berichte von furchtbaren Schlachten und Greueln des Krieges fern an den Grenzen. Manchmal schwieg er eine kurze Weile und räusperte sich schüchtern, bis die Augen wieder klar waren und seine Stimme wieder fest klang. Trafen sich seine Blicke dabei mit denen der Frauen, so sah er die starren Augen seiner Frau und der beiden Töchter voller Tränen.

Aufrecht saßen die Frauen und schauten ihn mit unendlicher Wehmut an. Ihre Tränen rannen, aber von den festgeschlossenen Lippen kam kein Laut.

Der Vater las jetzt aus einem Briefe vor. Jedes Wort fiel wie ein furchtbares Grauen vor sie nieder, wie weich auch seine bebenden Lippen die Sätze formten.

. . . Geopfert habt Ihr Lieben daheim uns alle schon dem Vaterlande, als wir Abschied nahmen und in den Zug stiegen. So sagte der Kapitän heute morgen in seiner schönen Rede. Nun heißt es: Warten und schweigen, wen der liebe Herrgott im Himmel den Seinen in der

Heimat bewahren und wiederschenken will, wem er eine gesunde und glückliche Heimkehr vorgesehen hat. Wir müssen alle stillehalten und unsere Pflicht erfüllen für das liebe deutsche Vaterland.

Vater, Mutter, liebste Frau, schöne treue Schwester! Zeitungen sind an Bord gekommen. Unser Hans Eberhard ist gefallen. Er starb einen herrlichen Soldatentod. Uns helfe Gott! In der Messe hat es der Kapitänleutnant vorgelesen, wie Bruder und Bruder Seite an Seite geritten sind, der Bruder den Bruder mit des treuen Burschen Hilfe begraben hat . . . Vater, unsern Stolz begraben! Und ich bin so weit davon . . ."

Dem Lesenden schlug die Stimme über. Schwester und Schwägerin, Hand in Hand, beugten sich noch einmal mit zuckenden Schultern wimmernd unter dem furchtbaren Schlage. Aber die Mutter hatte sich erhoben, als wollte ihr grauer Scheitel dem Schicksal trotzen. Einen bangen Augenblick. Die Hände tasteten nach einem Halt. Mit jammerndem Schrei, der ihnen allen die Herzen zerriß, wankte sie in das Dunkel des Zimmers.

Starr und still saßen sie beieinander, Jugend und Alter, dachten an ein fernes Grab in Frankreich, das der Bruder dem Bruder gegraben hatte.

„Warten und Schweigen! Er lehrt uns eine harte, strenge Weisheit", begann der Vater wieder und strich das Briefblatt mit liebkosender Hand. „Das Warten ist von je euer Los in den Kriegen gewesen, ihr Frauen. Und wir Alten, die zu keinem Krieg mehr taugen, müssen es jetzt von euch lernen.

Wenn ich denke, Siebzig und Warten! Mein Vater, meine Brüder waren im Feld. Ich mußte als Kranker

3

zu Hause bleiben. Heimlich bin ich ihnen nachgereist, bis Metz. Keiner hat mich nach Hause geschickt zu den Ängsten der Schwestern.

Jetzt lern' ich's selber: Das Warten ist ein hartes Brot. Da hilft bloß Beten und Gottvertrauen. Unsern Stolz hat er uns schon genommen . . . Daß wenigstens einer, einer nur von meinen Kindern wiederkäme, der alle unsere Liebe und Freude hinnähme! Einer!"

Ruhig sah er in die beiden schreckensstarren Augenpaare, streckte den beiden Frauen seine Hände hin.

„Nennt mich nicht hart, ihr Mädchen! Auch du nicht, Marie; du bist meine Tochter wie mein geborenes Kind . . . Ja, dich muß ich jetzt am meisten lieben, denn du hast meinen besten Sohn als deinen Mann und deiner Kinder Vater für das Vaterland gegeben. An dir würde unser Gott ein neues Geschlecht vernichten. Das kann ein gerechter Gott nicht wollen . . .

Sei stark, Marie, lerne warten, wie dein Mann dich mahnt. Du bist eine Seemannsfrau geworden, das heißt auch im Frieden eine Heldenfrau sein."

Demütig neigte sich der blonde Frauenscheitel auf die Hand des Vaters.

„Zehn Jahr will ich warten und kein Wort verlieren: Wenn ich ihn nur wiedersehe, wiederhabe!"

„Du gute, tapfere Soldatenfrau!" —

Das Licht auf dem Altan verlöschte, aber den treuen Menschen in dem stillen Schlosse brachte die laue Nacht keinen seligen Frieden. Vor den schlafenden Kindern kniete die junge Frau am Bett und betete sich Mut ins Herz.

Gott ist über allen Meeren, über allen Welten ist Gott und in allen Herzen. Gott ist gnädig!

Das schlichte große Wort des alten Pastors, das er zuletzt noch vom Altare den ausziehenden Kriegern in der kleinen Dorfkirche zugerufen hatte, unerschütterlich wie ein Fels stand es vor Mariens Seele.

Zeitungen über Zeitungen las der Vater tagsüber mit ernsten Mienen. Manches Erhebende las er den Frauen vor, vieles Erschütternde verschwieg er ihrer Trauer.

So erzählte er abends bei Tische von dem Märtyrersinn der tückischen gelben Japaner.

„Zwei große Panzerkreuzer waren im Russenkriege auf Minen gestoßen und gesunken. Dreitausend Mann Besatzung tot. Das haben die Japaner ein ganzes Jahr vor aller Welt verheimlicht, damit der Feind nichts von dieser Schwächung ihrer Flotte erführe und sich mit seinen Schlägen danach einrichte."

Mariens blaue Augen blickten ihn traurig an. Der Abend neulich und der Brief des Sohnes von hoher See standen wieder vor dem Alten auf: Nun heißt es: Warten und schweigen!

Marie hatte verstanden. Stumm erhob sie sich und ging zu ihren Kindern, betete.

Regelmäßig schrieb der Bruder im Felde, als wollte er es bei den betrübten Eltern auswetzen, daß nur noch einer von ihnen, daß nicht mehr Hans Eberhard an seiner Seite mit den tapferen Husaren von Sieg zu Sieg ritt. Längst kam der fröhliche Briefträger nicht mehr in den Schloßhof, die Post zu bestellen, der am Teich im Dorfe sein schmuckes Häuschen hatte und fast so viel blonde

Kinder wie weiße Tauben unter seinem schlichten Dache zählte. Längst zog er schon als Landwehrmann nach Frankreich hinein, und ein Fremder, ein Mann mit goldener Brille und feinen Manieren versah den Briefträgerdienst mit gleichem Eifer. Schwester und Schwägerin gingen ihm manchen Tag eine Strecke entgegen, und er verstand es, ihre leeren Hände mit froher Zuversicht zu füllen, wenn sich einmal in seiner bauchigen Tasche nichts für die Schloßfamilie fand.

„Das muß wohl einer von den gelehrten Professoren sein, die sich zum Briefträgerdienst gemeldet hatten; es stand in allen Zeitungen damals zu lesen", mutmaßte der Vater. Aber sie kamen nie hinter das Geheimnis des vornehmen und würdigen Postboten; immer entzog er sich ihnen mit einem scherzenden, ausweichenden Worte. Auch Marie vermochte es nicht und ließ dem alten Herrn seine gern und gut gespielte Heimlichkeit. Die junge Schwägerin half jetzt in der Stadt Verwundete pflegen, so daß die Seemannsfrau nun manchen Tag allein mit ihren Kindern dem Briefträger entgegenging.

Und niemals mehr fand sich ein Brief von ihres Mannes Hand zu ihr.

Sie schwieg und wartete. Manchen langen, lähmenden Tag. Der neue Morgen brachte wiederum nichts, und mitleidig blickten die hellen ernsten Augen hinter der goldenen Brille auf das junge Weib.

„Wo ist denn Ihr Mann, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Oberleutnant auf dem großen Panzerkreuzer ‚Siegewalt'. Das Schiff stand zuletzt in der Nordsee gegen England. Man hat doch auch von keiner Schlacht gehört."

Er wich den bangen Frauenblicken nicht aus.

„Liebe gnädige Frau, da müssen wir wohl noch ein wenig warten. Gerade über unsere tapfere Flotte wird das allergrößte Stillschweigen bewahrt.

Vielleicht ist Ihr Herr Gemahl schon mit in den russischen Gewässern . . .“

„Sie wissen etwas? Ach, bitte... bitte, Herr...!“

„Nein, ich weiß nichts, leider gar nichts“, wehrte er ihre bittende Hand ab und schaute verloren in das herbstelnde Land.

Wieder vergingen bange Tage. Keinen Morgen war ein Brief für Marie in der bauchigen Mappe.

Tapfer ihrem Gott ergeben faßte sich die Seemannsfrau ein Herz und lenkte das Gespräch mit dem freiwilligen Briefträger auf jene Worte des Vaters, die sie immerfort bewegten und wie eine große, furchtbare Pflicht Tag und Nacht im Herzen schrien: Japan hat es ein ganzes Jahr verschwiegen, daß zwei große Kreuzer sanken! — — —

Der Mann mit der Posttasche nickte ihr ernsthaft zu.

„Ich weiß, ich weiß. Aber es war das ganze Volk, das schwieg in Japan, dreitausend Mütter, Frauen und Bräute. Jede weinte heimlich ihre Tränen, keine sprach zur andern ein Wort.

Wir hassen dieses gelbe, falsche Volk, das an uns groß und klug geworden ist. Aber vor diesen Frauen Respekt, Frau Oberleutnant! Da könnte Deutschland Schweigen lernen, England und alle Feinde halb schon durch sein Schweigen besiegen.“

Still gingen sie beide voneinander an diesem Morgen, der alte Mann und die junge Frau. In den langen

Tagen, lang wie Wochen und Monate, die nun kamen, geschlichen kamen wie unheimliche Gespenster, in diesen Tagen lernte Marie das Schweigen und Warten. Ihre Züge wurden fest und starr, ihre blauen Augen blickten streng in den farbenbunten Herbst und sie verbarg ihre grenzenlose Verzweiflung hinter einer fremden Starrheit, vor der ihre Schwiegereltern und die Schwägerin zurückbebten.

Einmal fing der Briefträger selber wieder von denen auf dem „Siegewalt“ an.

„Ich möchte mich wohl einmal erkundigen, Frau Oberleutnant . . .“

„Tun Sie's, lieber, lieber Herr!“

Fest drückte er ihr beide Hände und nickte ihr aus tränennassen Augen zu.

Drei Tage warteten sie in Ungeduld beide. Endlich am vierten Morgen zog der Aushilfsbriefträger, der Frau Marie von all den gemeinsamen, vergeblichen Gängen vertraut wie ein Vater geworden war, ein feierliches Dienstkuvert aus der Tasche, die Antwort vom Nachweisungsamt in Berlin.

Sie setzten sich nebeneinander an den Straßengraben. Umständlich öffnete er den großen gelben Umschlag.

„Ich wollte es auch nicht früher erfahren als Sie, Frau Oberleutnant.“

Ihr dankbarer Blick schnellte an ihm vorüber auf die wenigen Zeilen:

Hochverehrter Herr Geheimer Rat!

Ein guter Zufall spielte gerade mir Ihre besorgte Anfrage in die Hand. Dankbar gedenke ich meiner

Lehrjahre bei Ihnen und teile eiligst das Wenige mit, das wir selber wissen bezw. weitergeben können:

„Siegewalt“ hat sich prachtvoll geschlagen, aber schwere Verluste gehabt. Sein Aufenthalt ist zurzeit unbekannt. Alle schlimmen Gerüchte unbegründet.

In herzlichster treuer Ergebenheit

Ihr

Marquardt,
Adjutant beim Admiralstab.

Schweigend schauten beide auf das bescheidene Blatt.

Prachtvoll geschlagen — — schwere Verluste gehabt.

Der Wald mit seinem sterbensbunten Kleid, die tote Stoppel, alles schwankte und verschwamm vor den Augen der jungen Frau. Das Schiff sah sie, auf hoher See, im Feuer, Männer im Gefecht, ihren Mann, wie er focht und hinsank, tot — — —

„Nun wird das Wissen wohl doch zu schwer für diese jungen Schultern?“

Väterlicher Liebe voll legte der Briefträger-Geheimrat seinen Arm um Marie. Mit leisem Schluchzen lehnte sie an seiner Brust. Er fühlte ihren Leib vor Schmerz erbeben und lauschte in der Stille seines Herzens hinein, das Wort zu finden, das Trost bringen könnte.

Feierlich still wob um sie beide der Morgen. Nur im nahen Busche sang ein später Vogel von seinem Neste.

„Kind! Ich habe auch ein Herz auf dem ‚Siegewalt‘ schlagen ... meinen einzigen Sohn. Er war nicht gut und hat mir schon so viel Kummer gemacht. Aber ich habe doch bloß diesen einen, einzigen Menschen auf der ganzen Welt.

Wir müssen warten und schweigen. Gottes Wege sind ja so wunderbar."

Er konnte es nicht wehren, daß Marie seine zitternde Hand an ihre Lippen preßte.

Sie schieden wie Verschworene und schwiegen. Zu den Schwiegereltern, die nach dem Sohn auf dem „Siegewalt" bangten, zu der Schwägerin, die um den Bruder Seefahrer weinte, sprach Marie kein Wort von dem Briefe, verschloß ihr ärmliches Hoffen und ihr grenzenloses Fürchten ganz in sich und weinte heimlich ihre heißen Tränen. Verstohlen sah sie oft den Vater mit Bewunderung an, und der Briefträger-Geheimrat küßte ihr die Hand, wußte er seiner Sehnsucht nach dem „Siegewalt" doch einen Bundesgenossen in der stillen jungen Seemannsfrau.

Furchtbare Schlachten wurden geschlagen, große Siege gesiegt. Marie ging wie eine starre Heilige durch ihre Tage.

Einmal brachte die Zeitung ein kaiserliches Wort: „Siegewalt" hat sich prachtvoll geschlagen!

Da leuchteten Maries Augen auf.

Andern Tags las man von vielen Auszeichnungen an die tapferen Streiter zur See. Unter all den Namen suchte Marie nur den einen. Sie fand ihn und jubelte auf:

„Er hat das Eiserne Kreuz!"

„Wenn er doch lebte!"

Vater und Mutter erflehten es wie aus einem Mund.

Da dachte Marie an die Pflicht des Schweigens und hielt das frohe Wort zurück, das ihr von den Lippen drängte.

Drei Tage später hieß es in den Blättern: „Siegewalt" habe schwere Verluste gehabt. Schlimme Verletzungen dürften noch nach dem Gefecht manches Todesopfer gefordert haben. Feindliche Granaten rissen ganze Kolonnen nieder ...

Das junge Weib erschauderte, und ihr Beten ward ein wildes Stammeln.

Der Briefträger-Geheimrat fand mit keinem guten Wort mehr den Weg zu ihrem Herzen. Er fühlte, daß ihr Schweigen nun wohl Not und Trotz geworden war.

„Mein Sohn ist tot. Ihr Gatte lebt!" gab er ihr dann an einem regennassen Morgen die erste kritzelige Feldpostkarte vom „Siegewalt". Ging still aus dem Hofe.

Marie stürzte die Treppe hinauf, vor die Eltern hin, vor die Kinder. Sie hielt die Karte an die Brust gedrückt.

Nun las sie vor:

Geliebteste! Ihr Lieben alle!

Jetzt bin ich wieder auf dem Damm. Entschuldigt meine Schrift. Es hat mir im Gefecht den rechten Arm glatt weggerissen. Marie, Vater, Mutter, liebste Kinder, behaltet Euern Einarm lieb! Ich bin wohl! Und Gott ist mit uns Deutschen.

Keuchend las die Frau und hielt das Blatt weit von sich. Leuchtend floß es wie überirdische Kraft über ihr verhärmtes Gesicht. Und die Eltern konnten ihre Blicke nicht abwenden von der heldischen deutschen Seemannsfrau.

Rupert und Sepp

Zu Friedenszeiten waren sie beide nichts wert gewesen, der Rupert wie der Sepp. Rupert kränkelte ewig und betrug sich für einen deutschen Schäferhund edelster Rasse so unpassend, daß sein Herr von allen Villennachbarn mit Bitten, Ermahnungen, Drohungen, Klagen beim Kadi bedrängt wurde, das Edelvieh abzuschaffen, das jeden wild anbellte und jeden biß, ob Geldbriefträger oder Gerichtsvollzieher. Rupert kam in andere Hände und verwilderte. Daß er einmal von einem bewährten Hundezüchter zu allerlei Dingen dressiert war, hätte niemand mehr an ihm entdecken können.

Sepp war ein dicklicher Doberman mit einem Fell wie ein alter angegrauter zerfranster Bettvorleger. Er gehörte einem Assessor und verschlief dreiviertel vom Tage. Den Rest lag er in der Stammkneipe unter dem Tische und machte sich Gedanken darüber, warum die Männer um den runden Tisch oft so laut im Chorus lachten und warum sie jeden Freitag abend von sieben bis um zwölf fortwährend wie besessen mit kleinen buntbedruckten Pappdeckeln auf den Tisch hieben und in einer einsilbigen fremden Sprache zueinander sprachen.

Tournez! Passe! Ziehe mit! — — Es war immer dasselbe. Darum verschlief Sepp auch diesen Freitag abend regelmäßig. Dann träumte er oft von seiner frühesten Jugend. Da war er bei einem graubärtigen Förster gewesen. Das war ein seltener Mann, behauptete, er

habe noch nie gelogen und könne keiner Fliege was zuleide tun. Trotzdem prügelte er sich mit seiner alten schwerhörigen Wirtschafterin und warf eines Tages auch den Sepp als ein „unnützes Mistvieh“ auf die Straße.

Nun hatte Sepp diesen Traum vom Freitagabend aber schon lange nicht mehr geträumt, denn die Männer um den runden Tisch schienen die bemalten Pappdeckel mit einem Male ganz vergessen zu haben. Sie hieben wohl noch auf den Tisch, aber es hatte jetzt einen andern Klang. Wie Eisen auf Eichenholz. Sie sprachen mit hastigen Stimmen durcheinander, sprachen von Dreibund und Zweiverband, von Entente und Aufmarsch, von Armeekorps und Kanonen.

Und sie sangen zusammen, sangen Lieder, so hinreißend, daß selbst Sepps gute Hundeseele ahnte: Hier geht etwas vor!

Einen Morgen geschah es dann. War der Sepp-Assessor schon wochenlang ein anderer gewesen, ein Mann in Hast und glücklicher Ungeduld wie ein Verliebter, der an keine Akten mehr dachte, so konnte Sepp jetzt seine Augen noch mehr aufreißen: Der Assessor hatte einen graugrünen Anzug an, wie ihn der alte Förster im Walde gehabt hatte! Und einen großen Hirschfänger, ganz lang und ganz blank an der linken Seite! Auf dem Kopfe einen graubewickelten eisernen Kochtopf . . . wie praktisch doch diese Männer waren: da konnte man gleich im Walde abkochen.

„Sepp, du kommst mit!“

Jaulend sprang der Hund an ihm hoch und rannte mit in die Kaserne. Da standen hunderte, tausende graue Männer, und es kamen immer noch mehr dazu. Sepp

hätte nicht gedacht, daß es so viel Förster geben könne. Er marschierte als der einzige Hund mit, immer vor der Kompagnie bei seinem Assessor, der mit dem langen Messer rasselte und wilde Reden führte, laute Befehle gab. Es ging nun den lieben, langen Tag vom frühen Morgen bis an den Abend über die Felder, durch die Wälder, daß Sepp schon längst nicht mehr zum Schlafen kam. Wozu das nur? Es waren doch gar keine Hasen da . . .!

Abends war es dann immer wie einst. Sein Herr saß am runden Tisch und erzählte. Manchmal trat ihn einer von den Zechern mit den langen Stiefeln. Sie schlugen auch schon lange wieder mit den bunten Pappdeckeln auf den Tisch. Passe! Bis auch das mit einem Male vorüber war. Sepp stand vor der Kompagniefront und guckte sich die Leute an. Sie waren alle so buntgeschmückt mit Blumen, Blumen überall und sahen doch so ernst, so furchtbar ernst aus. In allen Augen war ein heißes Leuchten . . .

Ein alter Schnauzbart stand vor seinem Herrn, Blumen in allen Knopflöchern.

„Wollen Sie denn den Köter wirklich mitnehmen, Herr Leutnant — —?"

„Wenn Herr Oberst gestatten, gar zu gern . . . Ich habe keinen Menschen, der mir für meinen guten Kameraden sorgt . . ."

„Na, meinetwegen. Daß er's Ihnen nur dankt . . ."

Sepp knurrte den Alten an. Das schert dich wohl was . . .? Sah von der Seite zu seinem Herrn herauf. Ja, was hatte denn der Mann? — Stand wie ein Stock so steif und strahlte. —

So hatte Sepp die Leute auf diesem ummauerten Hofe

eigentlich immer stehen sehen, wenn einer mit einer blanken Litze mehr zu einem mit einer blanken Litze weniger sprach. Komische Menschen . . .

„Na, los, du!“ spürte er mitten in seinen Meditationen einen Stoß von hinten und fühlte sich lebhaft auf den Schwanz getreten.

Dann ging es nach dem Bahnhof, in einen engen dunklen Wagen. Sepp hatte drei Tage Zeit zum Schlafen. Nachher mußte er sich dann erst in die neue Welt hineingewöhnen, in der es in einem fort brummte und donnerte, ekelhaft nach Rauch und Pulver roch.

Tag und Tag saß er bei seinem Herrn in einem engen, nassen Graben, wo man sich die beste Gicht in die Hundeknochen holen konnte. Auch hier sah er manchmal Leute mit den bunten Pappdeckeln auf ein Brett schlagen: Passe!

Was das denn nur alles bedeuten sollte? — Zu Hause war es doch viel schöner . . . Nachts ging er mit seinem Herrn auf die Streife. Fern und nah blitzte es immerzu, knallte manchmal ganz nahe über ihnen. Grell stand die Welt im gelben Feuer . . . Es war aber doch ganz anders wie zum Sedanfeste zu Hause, wenn der alte Förster sich immer so furchtbar betrank, daß er das Schlüsselloch, sogar die große, breite Haustreppe nicht finden konnte. Zuletzt weinte er immer. —

Blaff! hörte Sepp eines Nachts auf dem Patrouillengange eine Hundestimme. Und da war Rupert, der Doktorhund! — Ja, was wollte denn dieses junge Gemüse hier, wo alles so ernst herging? — Etwa Verwundete suchen?

Sie wanderten ab, Rupert im Zuge, Sepp hinterher.

Viele Verwundete sollten verstreut liegen, und das Gelände war hügelig und bebuscht.

Mit einem Mal riß Rupert sich los, schoß ins Dickicht, bellte, kam wieder hervor und raste wieder hinein.

Sepp witterte. Er machte sich auf dem Bauche an den Busch heran, wie er das immer von den Soldaten sah, wenn sie den Feind beschlichen.

„Da muß was sein. Guckt, jetzt fängt dem Leutnant seiner auch an. Und das ist ein pfiffiges Vieh! Guckt doch, der Köter kriecht wie'n Mensch!"

Sepp waren die Lobreden gleichgültig. Er wollte nur wissen, wieviel Feinde in dem Busch staken.

Einer der Soldaten ging hinein, aufrecht, allen voran. Ein Schuß fiel. Der Mann sank hin wie ein Sack. Alle erschraken, warfen sich hin, krochen um den Busch. Ein Horn gellte ganz nahe. Noch ein Signal. Sepp hörte seines Herrn laute Stimme und schwere Schritte. Er stak aber schon so in dem Busche drin, daß er sich nicht umdrehen konnte vor lauter Dornen, Stacheln.

Da! Gestalten krochen, schlichen heran, geduckt und finster. Sepp lag regungslos. Einer legte an.

Und da sprang den Schützen etwas an, etwas Graues, Wildes: Rupert. Hing ihm am Halse und riß ihm mit wildem Biß die Kehle auf. Der Mann fiel in die Knie. Blutüberströmt hing der Schäferhund an ihm.

Sepp wurden die Augen heiß. Bravo, bravo, du treuer junger Kamerad!

Die Mordgesellen im Busche hielten inne, rissen den Hund von seinem Opfer weg. Rupert sprang den nächsten an. Da pfiff ein Schuß ins Dickicht, traf den Hund im Sprung mitten durchs Herz und warf ihn nieder, ein Schuß

von hinten aus Freundeslauf, den Buschkleppern bestimmt, die wehrlose Krankenträger morden wollten.

Und weiter tief im Busche regte es sich, kroch es heran, Männer, Männer mit Waffen!

Jäh war Sepp auf und kehrt, jagte seinem Herrn entgegen, bellend.

Ach, verständest du doch unsere Sprache. — — Sieh dich vor: Tausend Feinde sind im Busche!

Der Leutnant, voran beim Sturme, wandte sich halb nach dem bellenden Hunde herum, der ihn wie gehetzt umtanzte.

„Komm mit, Sepp! Komm!"

Jäh pfiff und prasselte und zischte es aus dem Busche. Die Hölle war los.

Und der Leutnant? — Warf die Rechte mit dem Säbel hochauf, schrie einen wehen Laut, preßte die Hand aufs Herz und fiel vornüber.

Seine Männer rannten weiter mit den blanken Messern am langen Feuerschaft.

Sepp stand bei seinem Herrn, leckte ihm das Haar, den Nacken, schob ihm mit der Schnauze den Helm vom Kopfe, kratzte neben dem Gesicht des Leutnants die Erde auf, winselte, wimmerte, heulte. Ein neuer Morgen brach an.

Was guckst du denn immer in die schwarze Erde, Herr? Was suchst du denn da unten? Warum bist du denn so still und steif? — Und so kalt —?

Unablässig streichelte seine Zunge die erkalteten Wangen, bellte, jammerte er in den hellen, donnerheißen Tag.

Gegen Abend kamen die Soldaten wieder, vereinzelt, müde und traurig.

„Hier liegt unser Leutnant! Der gute Mann —!"

Sepp setzte sich auf seines Herrn Leib und funkelte die Männer an.

„Da ist ja auch Sepp. Ach, Sepp, nun is' der auch tot, dein lieber Herr!"

Der Hund verstand sie nicht. Nur eines fühlte er, sie wollten ihm seinen Herrn wegnehmen, ihn wohl auch in solch ein Loch legen wie die andern immer . . .

Er stemmte sich gegen den lieben, kalten Leib.

„Na weg, Hund! Bist gut, ja . . .", wollte ihn einer wegschieben. Er biß den Mann.

„Gib Ruh; dein Herr will sein ehrlich Soldatengrab haben. Da kommt schon der Pfarrer zum Beten!" wollte der grimmbärtige Feldwebel ihn streicheln. Sepp biß ihm in die Hand.

„Vieh! Jetzt ist's aber genug . . ." Die drei Schritte davon das Grab gruben, kamen mit Spaten auf ihn zu.

Hochauf reckte sich der Hund. Ihr sollt mich auf meines Herrn Leib und Leiche totschlagen. Er wich nicht. Biß und bellte.

Die Offiziere standen im Kreise um das Grab und die Leiche, von dem Hunde treu bewacht.

„Na . . ." Der Oberst schluckte etwas herunter, ehe er weitersprach. „Lockt ihn da weg und macht ein Ende mit dem Tiere!"

Aber Sepp ließ sich nicht vertreiben, nicht von seinem Platze weglocken, was die Soldaten, die Offiziere auch anstellen mochten. Bei seinem Herrn war sein Platz im Leben und Sterben; mochten sie ihn da hineinbefördern . . . Er blinzelte in die Grube.

„Machen Sie es doch dem Hunde leicht, meine Herren!"

bat der Divisionspfarrer die Offiziere. Einer winkte den Soldaten. Man trat beiseite. Eine Korporalschaft stellte sich auf, kniete nieder und nahm das Gewehr in Anschlag.

Legt an! Der Hund auf der Leiche des Leutnants zuckte nicht.

Feuer!

Ein einziger Knall aus zwölf Läufen. Sepp hatte in Treue geendet, wie er treu gewesen war sein ganzes Leben.

Während der Pfarrer segnend über der von Herbstblumen überstreuten Leiche des tapferen Offiziers sprach, legten die Soldaten dem Toten leise und sanft den treuen Hund zu Füßen.

Nun ruhen sie beide in einem Grab. Es steht auf dem hölzernen Kreuze vermerkt, das still im fernen Lande träumt.

Landsturmmanns Dreikönigstag

„Was sind Sie denn von Beruf?" fragte der untersuchende Arzt den Brillenträger, der sich in seiner ganzen Adamsschönheit der Kommission zur Landsturm-Musterung präsentierte.

„Kunstgelehrter."

Die Antwort hatte wohl ein wenig beschämt geklungen, denn der Oberstabsarzt unterdrückte taktvoll ein Lächeln.

„Aber Sie mögen nicht daheim bleiben um des bißchen Herzschwäche willen — —?"

„Auf keinen Fall!" leuchteten die blauen Augen hinter den scharfen Brillengläsern auf.

„Na gut, Train A!" schob ihn der Arzt wohlwollend aus der Reihe.

Nun ging das Leben des hochgelehrten Doktors Eisenhardt einen neuen Gang. Er packte seine gelehrten Bücher in die Ecke, und unterrichtete sich theoretisch und praktisch über den Train. Ein rechtes Lehrbuch gab es nicht, bald floh er alle graue Theorie und suchte kameradschaftliche Belehrung.

Da war der Bauer Schmidt, der ihm das Haus mit Milch, Butter und Eiern versah. Schmidt war ja doch auch zum Train A angesetzt — — —

Der Bauer Schmidt war ein Gerissener. Er brachte dem unbeholfenen Kunstgelehrten nachsichtig und geduldig das Aus- und Anspannen bei, zeigte ihm, wie man Peitsche, Mistgabel und Ortscheit handhabt und ließ ihn schließlich Mist und Asche, Steine vom Hofe fahren.

Ging auch manches schief und ungeschickt, war der Doktor doch eine billige Arbeitshilfe bei den teuren Zeiten . . .

Und Doktor Eisenhardt fuhr unverdrossen Mist und Asche, Steine, gewöhnte sich an Erbsen, Speck und hartes Brot, kriegte harte Fäuste von der Arbeit und einen festen Schlaf.

Nur manchmal quälte ihn in seinen Träumen die alte Buchgelehrsamkeit noch, und die alten Bilder der großen Meister, die er so oft beschrieben und beschworen hatte, nahmen Gestalt und Leben an, bedrängten den Abtrünnigen in seinem Bauernschlafe.

In seinem Schreibtischschub lag ein angefangenes hochgelehrtes Werk über die Darstellung der heiligen drei Könige zu allen Zeiten. Doktor Eisenhardt war über Quellenstudien und eine langatmige Einleitung nicht hinausgekommen, als man den ungedienten Landsturm zur Musterung rief und in seines Herzens tiefsten Tiefen eine ungeheure Leidenschaft für den Train erwachte. Die vielverspottete Kolonne Brrr war ihm so lieb und traut geworden, daß er darüber fast vergessen hatte, ob im Jahre 1164 der verdiente Kanzler Rainald von Dassel die echten Gebeine der heiligen drei Könige nach Köln überführt hatte oder nicht. Er fühlte sich Trainsoldat und hatte überhaupt fast alles vergessen, was nach Büchern schmeckte.

Nun rächten sich die heiligen drei Könige, schmählich von ihm vergessen und verraten. Sie traten vor sein Bett, Melchior, Kaspar und Balthasar. Sie hoben drohend ihre Fäuste. Und alle die weihevollen Bilder von der Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande schwebten an den Wänden herab, kamen aus dicken Büchern

auf den Schläfer zugekrochen, das Kölner Dombild des Meisters Stephan und das Gemälde des Gentile da Fabriano in der Florenzer Akademie, van der Weydens Karton in der Münchener alten Pinakothek, Botticelli, Dürer, Paolo Veronese, Rubens und sogar Burne Jones.

Der Schläfer stöhnte schwer und warf sich in den Kissen herum. Die vielen Dreigestalten schrien laut und schwenkten ihre Kleinodien hoch. Besonders die des Meisters P. P. Rubens reckten grollend die Fäuste hoch.

„Man hat keine Ruhe vor euch, nicht in Antwerpen und nicht in Brüssel, Mecheln — —!"

„Wer hat denn angefangen mit dem Kriege? Wir Deutschen etwa?" lehnte sich der Doktor Eisenhardt mannhaft auf.

„Ihr hättet im Lande bleiben sollen — —."

„Das tät euch so passen. Ist außerdem altes deutsches Land, das ihr meint, Brüssel und Mecheln, Namen und Nanzig . . ."

Dem tapferen Doktor verschlug die Stimme vor Schreck und Groll. Ja, war denn das nicht mit einem Male der blonde König Albert und der bärtige Georg samt Herrn Poincaré, der wie ein verschmitzter Drahtzieher aussah. Aus den heiligen drei Königen im Morgenlande waren ihm unversehens die drei unheiligen unköniglichen Gegner Deutschlands geworden. Sie standen vor seinem Bett und zeterten ihn an.

Und da, das andere Trio des Burne Jones — — —! Leibhaftig der alte Hammeldieb Nikita, der gelbe Mikado mit den Schlitzaugen und der grundgelehrte Kartenkönig von Monako: Messieurs, faites votre jeu!

Der Schläfer schob brummend die Faust vor und hob

den Fuß, mitten unter seine Feinde zu springen. Da schwebten neue Schemen, neue Schatten . . .

Der versteckte Serbenkönig Arm in Arm mit Nikolaus, dem Zaren.

„Der Khedive läßt sich entschuldigen; er ist zu Schiff — — —.!

„Der Khedive ist ein treuer Mann!“ schrie Doktor Eisenhardt.

Trara! Trara! ging's unter dem Fenster.

Die alten Bilder alle stoben hinweg und die deutschen Feinde, ans Laufen gewöhnt. Nur der alte löcherige Planwagen, mit dem die drei Weisen aus dem Morgenland ins Farbenreich nach Flandern und Brabant gekommen waren, stand angeschirrt und einsam in der heroischen Landschaft.

Und Bauer Schmidt guckte unter der Regenplane hervor.

„Doktor! Kamerad! Mensch! Los! Wir sind dran. Generalfeldmarschall von Hindenburg hat befohlen!“

Hui, ging die Fahrt von Westen nach Osten.

Nun trabte der Schimmel durch Masuren nach Rußland hinein. Sie hatten eine große Kiste Zwietracht auf dem Wagen, die laut Befehl mitten in Rußland auszuschütten war. Sie hielten am russischen Mittelpunkt und leerten die Kiste Zwietracht in einen trüben, schlammigen See.

Der Doktor Eisenhardt besorgte das schmutzige Geschäft, der Bauer Schmidt hielt Wache.

„Doktor, da kommt ein Reiter geritten.“

„Mag er kommen . . .“

Das tat der Reiter, langsam trollte er auf die beiden

zu. Er trug einen grünen Rock mit goldenen Sternen und eine russische Tellermütze auf dem Kopfe. Sein spitzer Bart war braun und weich. Gutmütig und traurig blickten seine Augen.

„Das ist doch — — — ei verdittchen, ein Russe!"

Der Reiter nickte.

„Das ist der Zar!" sagte Doktor Eisenhardt, richtete sich auf und klappte die entleerte Kiste auf das Seeufer zurück.

Der Reiter nickte noch einmal.

„Ei! Ei!" machte Schmidt und stand mit offenem Munde. Aber der Doktor rückte nur ein wenig an seiner Brille und rief den Zaren im Sattel an.

„Abgesessen, Sie sind unser Gefangener, Nikolaus Romanow."

Das strenge Wort fand Gehorsam.

Als der Zar vor ihm auf dem Boden stand, hatte auch Schmidt seine Sprache wieder.

„Das kommt davon. Hätten Sie Ihre verfluchten Kriegsmacher zum Deubel gejagt, Majestät, dann könnte Ihnen jetzt kein Mensch was anhaben . . ."

„Aber Sie verstehen wohl gar kein Deutsch — —?"

„Ach, ich bin ein armer Mann!" tat endlich der Zar den Mund auf und sprach ein reines gutes Deutsch. „Zu Hause hört ja kein Mensch auf mich. Da hab' ich's nicht mehr ausgehalten . . ."

„Ruhe im Glied!" donnerte Doktor Eisenhardt den Gefangenen an. Er wunderte sich selber vor seiner Courage.

„Wir sind mitten im feindlichen Lande und müssen machen, daß wir heimkommen, der Feldmarschall wartet . ."

„Wer?“ fragte beklommen der Zar.

„Generalfeldmarschall von Hindenburg!“ Schmidt bleckte grinsend die Zähne. Aber der Gefangene blickte so sehnsüchtig und ängstlich in die offene Kiste, daß es keiner Aufforderung weiter bedurfte. Sie klappten schnell den Deckel zu, bohrten ein paar Luftlöcher und hoben ihre kostbare Last auf den Wagen. Banden das Zarenpferd hintenan und ratterten davon.

Unterwegs putzten die beiden Landsturmleute schmunzelnd ihr Knopfloch.

Vom ersten Vorposten an die ganze Etappenstraße bis vor das Hauptquartier gab es nichts wie Krakeel.

„Wo wollt ihr denn hin? Was fällt euch denn ein, ihr elenden Trainkutscher!“

„Halt! Zum Donnerwetter halt!“

Sie machten nicht halt, sie fuhren Galopp bis vor's Hauptquartier.

„Wo ist der Feldmarschall? Der Feldmarschall soll kommen! —“

Die Stabswache faßte sich an den Kopf.

„Sind denn die beiden Kerle wahnsinnig geworden?“

Da schob sich die hohe, breite Gestalt des Herrn von Hindenburg über die Schwelle.

„Was geht hier vor?“ Zornig drohten seine dichten Brauen.

„Exzellenz, halten zu Gnaden!“ klappte Doktor Eisenhardt die Kiste auf. Schmidt bohrte sich den Finger ins Knopfloch und machte ein stolzes Gesicht. — — —

„Himmeldonnerwetter, Doktor! Hören Sie denn nicht? Raus aus dem Neste; wir wollen noch die letzten

Rüben einmieten. Sie sind eine alte Schlafmütze, Mann!"

Taumelnd erhob sich der Doktor aus den Kissen.

Die heiligen drei Könige, die sieben Feinde, der Zar in der Kiste, die Anwartschaft auf das Eiserne Kreuz, ach vielleicht auch das Leutnantspatent — — — alles war ein Siebenschläfertraum gewesen. Schade, schade. Es war ein schöner Traum gewesen.

Traurig ging der Landsturmmann zum Rübeneinmieten. Warf die spitzen Rüben grollend in die dunkle Grube, als begrübe er ein ewig verlorenes Hoffen an diesem rauhen Wintermorgen.

Franz Hagenbruch, der Held

Von den niederen Dächern troff der Tau ins trübe, graustarrende Schlickwasser. Sonst war alles still diesen Morgen am See. Nur einmal wurde ein Fenster aufgestoßen, und ein junges, schlankes Weib mit tiefschwarzem, gelocktem Haar, das weich und leuchtend war wie fließende Seide, blickte traurig auf das unbewegte Wasser. Ihr Auge nahm immer mehr etwas Starres an und sah den alten graubärtigen Fischer nicht, der hastig über den See auf das kleine Haus zusteuerte und jetzt an der Laufplanke bei den Netzen anlegte.

„Tag, Anna Malte!" rief er hinüber und stieg aus dem Kahne. „Ich hab' einen Brief." —

Das junge Weib erschrak und erbleichte. Der Alte trottete über die Bohlen und klinkte die Tür an der Wasserseite auf.

„Er ist also doch gefangen, Anna Malte. Hat über Dänemark geschrieben . . ."

Sie streckte verlangend, ungestüm die Hand aus. Und dann sahen ihre brennenden Augen den Brief, den Abschiedsbrief. Sie entfaltete die knisternden dünnen Blätter mit einer verzweifelten Hast, sich selber in diesem Briefe den Tod zu finden. Und las erbebend:

Anna Malte!

Nun kann ich Deine Augen nicht mehr sehen, die mir in alle meine Tage leuchteten. Ich bin ein elender Gefangener und muß sterben.

Laß mich diese Nacht noch bei Dir sein und Dir alles sagen, was ich erlebte. Morgen früh ist es aus mit mir. Und über acht Tage ist Weihnachten daheim . . .

Wir haben so lange mit unsern Booten gelegen und zuschauen müssen, wie andere Kameraden was Großes leisteten und untergingen. Da hat man oft mit den Zähnen geknirscht, weil die Reihe noch nicht an einem war. Und ich über mich am meisten, weil ich so ein Narr gewesen bin, der in der Heimat schon immer gezaudert hat. Wie lange hätten wir beide schon glücklich sein können miteinander, Anna Malte, wenn ich ein Mann und kein feiger Narr gewesen wäre! Nun ist das auch vorbei.

Aber wir sind doch noch an den Feind gekommen! Hei und wie! Das erstemal haben wir ihm einen Panzer gerammt, der nicht von schlechten Eltern war. Er sackte Wasser, als wäre er von Papier. Dabei wäre es uns beinahe schlecht gegangen, denn wie wir wieder hochkamen, stand ganz plötzlich neben uns auf dem Wasser so ein englisches Wasserflugzeug. Das hatte wohl schon auf uns gewartet, was eine neue List und Abwehr der Engländer ist. Nicht von Pappe! Also wir kommen gerade hoch. Ich bin der erste auf dem Turm, will eben die Lungen voll Luft holen nach dem Gestank da unten, was einem schließlich den Atem nimmt. Ich das Ding sehen und keinen schlechten Schreck kriegen! Neben mir taucht der Kapitänleutnant hoch und hat auf einen Ruck den Revolver heraus. „Nich!" schreie ich, „es sind ja zweie; jeder hat Bomben!" Er nickt und sieht mich groß an. Ich wußte Bescheid. Da hab' ich ihm den Revolver aus der Hand gerissen und bin mit einem Satze rüber auf den Flügel von dem Flugzeug. Dem einen durch den Schädel ge-

schossen, dem andern an den Hals geklettert, war eins. Aber da brach der Flügel unter mir weg, und das Ding sackte Wasser. Wir gingen alle beide, Freund und Feind, hübsch unter mit dem ganzen Bombenvorrat. Wie ich wieder hochkomme, schreit unser Kapitän: „Nicht schießen!“ Sonst hätten unsere Kerls mich mit weggeknallt. Ich glaube, ich hätte den Hund von Flieger doch noch erwischt, wenn wir nicht sofort zurückgemußt hätten, weil neue Kreuzer kamen, viele. Also ich wieder rein in unsern Kahn und unter gingen wir wie vorher, denn Du mußt Dir so ein Unterseeboot wie einen Maulwurf oder besser wie einen Biber denken. Nachher haben wir noch einen Zerstörer erwischt und da durfte ich den Schuß abgeben! Mittenmang. Weg waren sie. Hurra! Zu Hause gab es eine große Fete. Die Woche drauf kriegten wir alle Eiserne Kreuze, der Kapitän und ich gleich die erste Klasse und die zweite.

Später sind wir dann wieder raus. Aber diesmal hat's uns selber erwischt. Mitten im Angriff bockt die Maschine. Wir mußten hoch und schossen uns wie wahnsinnig mit drei Zerstörern rum. Zuletzt kommandierte unser Kapitänleutnant: Von Bord! Sprengen! Da flog unser schöner Kasten hin! Ade! Wir schwammen zu nahe bei den Feinden rum, ohne Waffen. Sie fischten uns auf. Das gab ein Staunen auf dem dreckigen Zerstörer. U 00 bläkten sie uns an und steckten die Zungen raus. Um mich gingen sie immer im Bogen rum, weil ich das Eiserne Erster noch auf der linken Brust stecken hatte.

„Hagenbruch! Die riechen, daß Sie den Wasserflieger kaputt gemacht haben“, sagte der Kapitänleutnant über die Schulter weg zu mir.

Da streckt auch schon so ein Hund die Tatze nach dem Kreuze aus, reißt mir gleich ein Stück Bluse mit weg. Anna Malte, Du liebst mich und kennst mich, daß ich ein friedlicher Mensch bin. Aber den verfluchten Räuber habe ich mit einem einzigen Hieb vor seinen Schädel kaltgemacht und seinen Nebenmann mit zusammengehauen. Nun haben sie mich eingesperrt und morgen soll ich weg sein. Es hat unserm lieben Herrn Kommandanten nichts geholfen, daß er so sehr für mich bat. Tränen hat er geweint um mich.

Aber ich will von diesen verfluchten Lumpenhunden auch keine Gnade, nichts! Und ein letztes Glück habe ich doch noch gehabt. Sie sind nicht alle so schlecht. Denke Dir, die Wache vor meinem Gefängnis hatte ein Matrose, mit dem ich mal Kaisers Geburtstag Blutsbrüderschaft gemacht habe. Er ist mein Freund geblieben, hat mir Feder und Papier gegeben, will auch alles durch seine Eltern, die in Dänemark wohnen, an Dich schicken. Meine Mütze und die Börse, das Eiserne Kreuz ... Heb es auf, Anna Malte! — — Jetzt muß ich doch so furchtbar weinen, wenn ich an Dich denke ...

Das Eiserne Kreuz, das er Dir mitschicken will, habe ich bei der Verhandlung im Munde gehabt und kein Wort gesprochen. Das mußtest Du haben, denn für Dich, für unsere Hochzeit habe ich es ja geholt, Anna Malte —

Nun lebe wohl, die letzte Nacht ist bald herum. Mein Freund, der wirklich einer im Leben und Sterben ist, hat auch Tränen im Auge, er sagt, er hätte mir so gerne das Leben gerettet, aber es geht ja nicht, weil es rein unmöglich ist. Aber ein ehrliches Seemannsgrab in den Wellen will er mir bereiten.

Wenn die Wellen unseres Sees an Deinem Hause singen, denke an mich! Und nimm Dir einen Kriegskrüppel zum Manne, pflege ihn heil. Das ist die größte Liebe, die Du beweisen und das schönste Andenken, das Du mir antun kannst. Denn es werden ja so viele Krüppel nach dem Kriege herumlaufen. Das braucht so viel wahre Liebe, wie Du sie hast, Anna Malte! Ach, wir haben ja eigentlich bloß gespielt mit der Liebe, wir Leichtsinnigen, Sorglosen, wie die Kinder. Jetzt kommt erst der richtige Geist in die Menschen.

Wenn man so liegt und auf den Tod wartet, kommen einem lauter gute und schöne Gedanken. Und dann ist der eigene Schmerz um alles, was einer verliert, wie weggewischt.

Anna Malte, Anna Malte, nun nehme ich unsere Liebe mit in mein nasses Grab. Ich habe Dich so sehr geliebt. Vergiß es nicht!

Vor Gottes Throne werden wir uns wiedersehn. Zum letzten Male will ich für Dich beten. Lebe wohl, Du meine Braut!

Dein Franz Hagenbruch von U 00.

Wie Heinz Wittkopf Botschaft brachte

„Absitzen!" rief der Prinz und schwenkte den Säbel. Mit einem Sprung waren die zwölf Dragoner aus den Sätteln. Aber noch schneller ein Husar, der am linken Flügel ritt.

„Wer ist denn das —?"

„Ein Versprengter, Herr Leutnant!" meldete der Vizewachtmeister dem Prinzen. „Scheint ein ganz netter Kerl zu sein, hat aber einen Schopf wie Feuer so rot . . ."

„Rote Haare und Ellernholz wachsen auf keinem guten Grund . . ." Der Prinz lächelte. Bog sich zurück und verwies die schwatzenden Dragoner.

„Ruhe, Kerls! Wir sind hart am Feind. Wollt ihr euch den Mittag versalzen —?"

Der Husar war herangekommen und meldete sich stramm.

„Dich kenn ich doch, mein Jung' —?" Und der junge Prinz zog ihn an den Schnüren näher. „Bist du nicht mal vierter Klasse von Steinberg nach Hohenhausen gefahren und hast einem ehrlichen Christenmenschen mit dreißig Pfennigen ausgeholfen? Na, nicht wahr —? Hast es denn wenigstens wiedergekriegt, Schwarzschädel —? Oder wie hieß es doch gleich, na? Es war jedenfalls eine andere Farbe als die da auf deinem dicken Koppe . . ."

„Heinz Wittkopf, halten Durchlaucht Herr Leutnant zu Gnaden. Und die dreißig Pfennige habe ich von

Ihrer Durchlaucht der Frau Tante Äbtissin höchstselber mit tausend Prozent wiedergekriegt. Wenn Durchlaucht mal wieder was brauchen sollten — —?"

Da grinsten die Dragoner den Prinzen an. Er wandte sich ihnen erklärend zu. „Die Sache war nämlich so: Meine Mama war nach dem Stifte gefahren und wollte die Tante Äbtissin besuchen. Da gibt es immer so feine Birnen . . . und die Mädels, die Mädels, ihr Kerle! — — Also ich hatte gerade den Nachmittag schulfrei und los, heidi. Wie ich auf den Bahnhof komme, merke ich, daß mein Geld nicht reicht, nicht mal für die dritte Klasse. Rin in die vierte Güte; Mama sieht's ja nicht. Nu hatte ich noch bare fünf Pfennige, aber von Hohenhausen nach dem Stift kostet der Omnibus dreißig Pfennige; das wußte ich genau. Was tun! — Na, da dachte ich an das schöne Lied von dem bärtigen Grafen Eberhard, der seinen Kopf in jedes Untertanen Schoß legen kann, und bat mir von diesem netten jungen Manne, mit dem ich mich die ganze Fahrt so fein unterhalten hatte, das Geld für den Omnibus aus. Trinkgeld mußte ich ja doch auch anständigerweise geben. Blank kam ich bei der Tante an. — Na, is ja alles gut gegangen, nicht, Heinz Wittkopf? —"

Vom vorgeschobenen Posten kam ein Dragoner gerannt.

„Chasseurs, Herr Leutnant — —, eine ganze Menge!" Schreck und Freude, viel mehr Freude als Erschrecken lag auf seinem Gesicht. Es ging endlich an den Feind.

„Also los, Kinder! Aufgesessen!" rief der Prinz. Ehern blickte sein junges Gesicht.

„Achtung!" klang halblaut seine Stimme. „Ihr wißt

jeder einzelne, was unsere Aufgabe ist. Wenn einer verwundet wird, vom Pferde kommt . . . wir können uns bei keinem aufhalten, verstanden! Immer weiter, weiter bis an das Ziel! Die andern sollen sich die Stelle schnell ein bißchen merken . . . Aber keinen Aufenthalt, wenn einer fallen sollte! Und fangen sie uns einen weg . . . ihr Kerle, das brauche ich euch nicht erst zu sagen: Maul gehalten bis zur letzten Lebensminute! Das bißchen Pisacken geht vorüber. Ihr seid ja alle deutsche Soldaten. Wir wissen unsere Aufgabe. Los!"

Dreizehn Reiter wippten in den Wald. Leise krachte das Lederzeug.

„Heinz Wittkopf!" rief halblaut der Prinz den Husaren zu sich an die Spitze. „Meinen Burschen haben sie gestern lahm geschossen, ich habe noch keinen Ersatz . . . Willst du so lange mein Bursche sein? — — — Vielleicht könnte ich dich überhaupt behalten, so lange es dauert. Versprech dir, daß du's nicht schlecht haben sollst, Landsmann!"

Der Rotkopf neben ihm tat einen tiefen seligen Seufzer.

„Durchlaucht! —"

„Na, gut also. Und wenn mir mal was passieren sollte . . . man kann ja nicht wissen, nicht? — — — ich habe in meiner Brieftasche alles aufgeschrieben, auch ein paar Zettel und Karten mit Adressen . . . Das besorgst du mir und gehst selber zu meiner Mama und der Tante Äbtissin. Bist du der erste, tu ich's bei dir . . . Hand drauf!"

Sie drückten sich die Hände, der junge Dragonerleutnant aus fürstlichem Blut und der versprengte rothaarige

Husar. Der Ritt im Wald war schnell und schön. Dreizehn Augenpaare leuchteten: Wo ist der Feind? —

Sie ritten in die dicken Föhren ein: jenseits lag die Stellung, die zu erkunden war. Hell und warm stand die Sonne über dem dunklen Walde. Der Prinz an der Spitze seiner Patrouille blickte zu ihr hinauf. Ein froher Widerschein des Sonnenleuchtens stand in seinen Jünglingsaugen.

Soldatenleben, Reiterleben! Welt, wie schön bist du!

Es fiel ein Schuß aus dem dicken Gestrüpp am Wege. Ein einziger Schuß.

Starr blickten die Augen der Reiter im Walde. Fest lag die Hand am Karabiner. Der Husar neben dem Prinzen, erschreckt von dem Knall, drängte vor.

Er sah seinen Herrn, den Prinzen, im Sattel schwanken, vornübersinken. Er streckte die Hand nach ihm aus. Schlaff fiel der Leutnant gegen ihn.

„Achtung!" flüsterte drohend der Vizewachtmeister. „Kommando bei mir! Weiter!"

Die Pferde bogen steigend nach der Seite aus. Die Dragoner brausten weiter in den dunklen Wald, den Karabiner in der Faust, das Auge starr und jede Sehne gespannt.

Heinz Wittkopf glitt von seinem Braunen und zog den Prinzen aus dem Sattel.

„Durchlaucht! Prinz! Hans Christoff!"

Da half kein Schmeicheln und kein Bitten mehr.

Er riß ihm den Rock auf. Leise, ganz langsam schlug noch das Herz. Noch einmal öffnete der Prinz die Augen. Es war ein stilles Leuchten darin.

5

Heinz Wittkopf zog ihm die Brieftasche aus dem Rock. Und drückte ihm die Augen zu.

„Schon aus mit dir! Hab' sollen nicht lange dein Bursche sein!"

Er küßte ihm die Hand, die weiche Kinderhand. Und dachte, daß es um solche Jugend schade sei . . . Das sinkt in sein Grab und ist doch erst auf der Schwelle des Lebens.

Heinz Wittkopf richtete sich ein, bei dem Toten die Wache zu halten. Da scholl Gewehrgeknatter über dem Walde. Dumpf ratterte ein Maschinengewehr. Schreie waren in der Luft. Irgendwo wurde gestürmt.

Wenn sie nun hier beide ins Feuer kamen, in Gefangenschaft — —?

Weiter, weiter, auch wenn wer fällt! So war der Befehl gewesen.

Und nun stieß vollends der Braune seinen Reiter mit der warmen Schnauze an. Noch einen Blick, noch einen Seufzer. Hui, saß der Husar im Sattel und preschte hinter den Kameraden drein. Das Prinzenpferd am Halfter neben sich. Im Umweg ging es zurück, nach schweren Stunden.

Um den Hals seines Braunen geklammert, halbtot vom Blutverlust, kam der Husar mit drei Dragonern wieder an den Halteplatz. Er hatte sieben Wunden. Aber er lebte. Und drängte heim, der Fürstin-Mutter und der Domina Äbtissin-Tante Botschaft zu bringen und die Brieftasche seines Prinzen.

So lautete der letzte Befehl, die letzte Bitte. Gegangen werden mußte der Weg, und wär's an Krücken.

Heinz Wittkopf hat nur halb sein Wort halten können.

Fürstin-Mutter und Äbtissin-Tante mußten selber sich an sein Leidensbett bemühen. Sie saßen in dem schönen, lieben Lazarett bei ihm, zur Rechten und zur Linken von seinem Bette. Sie weinten beide, die hohen Frauen, und baten immer, er solle sich mit dem Sprechen schonen. Dabei sah er doch in ihren Augen das eine: erzähle, erzähle!

Seine schmalen Finger hielten das Eiserne Kreuz und spielten damit.

„Wir quälen Sie . . . Was macht Ihnen denn Freude, lieber Heinz? — Was können wir denn für Sie tun — —? Haben Sie denn einen Wunsch . . . eine Freude, die auf Sie wartet — — —?"

Er schlug die Augen voll auf. Da sahen sie beide in einen Himmel der Seligkeit hinein. Und sein sterbender Mund sprach es aus, das Sehnen:

„Meinen Prinzen werde ich finden, meinen lieben Herrn."

Das Grab des Sängers

Mitte Oktober war er zu den . . . . ern in den Schützengraben gekommen, aber schon nach vier Wochen konnte man es seiner lehmverschmierten, geflickten Uniform nicht mehr ansehen, daß er einmal ein stolzer Ulan gewesen war. Und er schoß wie ein wahrer Infanterist, der Unteroffizier Bens. Bald hatte er seine eigene Korporalschaft und verstand sich mit den Leuten, altgedienten Landwehrleuten, wie er selber einer war, ganz ausgezeichnet, hielt auch mit den Nachbargräben gute Freundschaft, die bald in eine begeisterte Anhänglichkeit an ihn ausartete, über die der strenge Feldwebel den Kopf schütteln zu müssen glaubte. Aber er wußte ja den Grund nicht, der gute Feldwebel, der so oft von der Front weg mußte, dies und das von der Etappe zu besorgen. Sonst wäre er selber der beste Freund des Ulanen Bens geworden.

Um Weihnacht kam es heraus, was sie allesamt für einen Geheimbund hatten. Das Regiment war in Reservestellung geführt und schlief sich aus. Da, mitten in der hellen, stillen Nacht — sie hoben alle die Köpfe hoch und lauschten — klang ein Lied, ein Lied durchs Dorf und übers weite blache Feld.

„Feldwebel, sehen Sie doch mal zu, aber ganz leise, was das für Leute sind, die da so schön singen. Das ist ja sündhaft schön! Ssst!“ befahl der Hauptmann und öffnete selber leise das Scheunentor. Nun klang es über den mondbeschienenen Hof:

„. . . wovon die Alten sungen.
Von Jesse kam die Art.“

Herrlich klangen die Männerstimmen zusammen. Getragen schwebte das altehrwürdige lutherische Weihnachtslied unter dem welschen Himmel dahin. Und hier und dort tat sich leise ein Fenster auf, knarrte eine Tür.

„Es ist bei der Neunten, Herr Hauptmann“, kam der Feldwebel wieder zurück und schielte müde nach dem Strohlager.

„Wer kann denn da so schön singen? Das sind doch mindestens zwei, drei Korporalschaften. Ein ganzer und famoser Männerchor. Sie forschen mal nach, Gliemcke, wer den Chor zusammengebracht hat und ihn dirigiert. Haben denn die einen Schulmeister oder so was unter sich? —“

Der Feldwebel schlief schon, und der Hauptmann nahm es ihm nicht übel, denn der letzte Tag war hart und heiß gewesen.

Andern Mittags ward ihm Gewißheit.

„Der Unteroffizier Bens ist der Anführer und Dirigent von dem Sängerchor, Herr Hauptmann.“

„Bens? Kenn' ich ja gar nich. Ach so, das ist der Ulan von den Siebenern, der damals . . . Ja, sagen Sie mal, was ist denn der Mann nun? Lehrer? —“

„Bankbeamter, Herr Hauptmann!“

„Und kann so was auch — — —? Donnerwetter. So poetisch hätte ich mir das ganze Geldgeschäft nich gedacht. Na, bestellen Sie dem Mann, daß es uns sehr gefreut hat heute nacht.“

Diesen Abend stand der Sängerchor mitten auf dem

weiten Hofe, und an allen Türen warteten die Soldaten und Offiziere auf den Anfang der Gesänge.

„Bitte, meine Herren, etwas Geduld! Der Herr Generalmajor will's auch hören und hat sich ausgebeten, daß wir warten, bis er kommt.

Unteroffizier Bens, kommen Sie mal her, und sagen Sie mir mal, wie Sie das gemacht haben, so einen famosen Chor zusammenzukriegen."

Der ehemalige Ulan stand stramm vor seinem Vorgesetzten.

„Na, rühren, bitte sehr!"

„Herr Hauptmann, das war ziemlich einfach, wenigstens meistens. Ich hörte es den Kameraden an der Stimme an, ob sie wohl singen könnten, und welche Stimme. Habe sie auch ein bißchen ausgefragt. Ein paar waren in einem Gesangverein gewesen, nachher sprach es sich herum. Proben konnten wir immer nur in kleinen Gruppen, weil die meisten jedesmal abgelöst waren . . ."

„Aha, darum hat es auch keiner von den Herren Offizieren gemerkt."

„Nein, Herr Hauptmann, wir wollten uns erlauben, zu Weihnacht eine kleine Überraschung draus zu machen für das Regiment. Aber gestern abend, als wir das erstemal zusammen waren, da ist wohl doch ein bißchen mehr forte gesungen. Man war ja so furchtbar froh, die Stimmen endlich alle zusammen zu haben. Wer sänge denn nicht gerne, Herr Hauptmann — —!"

„Da habt Ihr recht, Kamerad, das Lachen und Singen ist die Sonne im Leben. Welche Stimme singen denn Sie, Unteroffizier? —"

„Bariton, Herr Hauptmann."

„Und können auch einen Chor leiten?"

„Ich war ja erst am Theater Korrepetitor, ehe ich zur Bank ging."

„Alle Wetter, da sind Sie ja gradweg Fachmann. Singen auch Solo? —"

„Ein bißchen, Herr Hauptmann."

„Na, das werden wir doch auch mal hören, was?"

„Befehl, Herr Hauptmann."

„Hier haben Sie erst mal Vorschuß, Herr Musikdirektor!" hielt ihm der Hauptmann seine offene Zigarrentasche hin und zog zwei, drei große braune Zigarren heraus. Der Generalmajor betrat den Hof. Kurz entschlossen hob Bens an Stelle eines Taktstockes die eine der Riesenzigarren und sang den Grundton leise in den Kreis der Seinen.

Lieder, frohe Heimatlieder, Weihnachtslieder klangen. Einmal wischte sich der Brigadegeneral — zwei Söhne waren ihm unlängst auf einen Tag gefallen — verstohlen die hagere Wange. Manche Brust atmete schwer, und manches Auge blickte weich und feucht. Schließlich winkte der Generalmajor Schluß. Brausend klang das Lied der Deutschen. Alle, alle sangen mit.

„Das war sehr schön! Ich danke Ihnen, Unteroffizier und allen. Kameraden, wie reich sind wir mit diesen Sängern! Vergeßt das Singen nicht. Ist nicht ein Neues Testament und ein Liederbuch euer eisernes Marschgepäck? Ja! Das Lied ist ein herrliches Gottesgeschenk. Es ist wie ein Gebet und hat die Kraft des wahren Gottessegens in sich selber. Gott befohlen, Kameraden!"

Nun drängten sich viele um den Ulanen im vertragenen Rock und drückten ihm die Hand, schüttelten seinen Sängern

die Hände, Soldaten und Offiziere, Väter, denen der Kriegsbart grau schon um die Backen sproßte.

Und sie freuten sich alle auf Weihnacht, das ihnen nun beredt sein würde und liedervoll.

Aber als die heilige Nacht anbrach, war die Sängerschar längst nicht mehr vollzählig beisammen. Ihrer drei deckte seit dem letzten Überfall der Engländer die schneeharte Grabeserde, eine Anzahl war so schwerverwundet, daß sie wohl lange, lange nicht ans Singen denken würden, auch in der Heimat nicht, und die andern waren neuen Truppen zugeteilt. Ohne Lieder war die Weihnacht in bitterkalter Nacht auf Posten.

„Ich weiß ganz gewiß, sie tun uns heute nichts", zeigte einer auf die englischen Gräben, die fahl und grau herüberglänzten.

Da nickte der Unteroffizier Bens vor sich hin und summte leise ein Lied zwischen den Lippen.

„Kamerad, du singst gut, nur lauter!" sagte einer von den neuen Unteroffizieren der Kompagnie, der neben ihm lag.

„Du singst auch?"

„Ach, wie gern! Bei uns ist das Singen wie ein Geheimbund gegen die andern, die Gelben, Schwarzen und Schlechten. Manchmal sind drüben die sogenannten weißen Brüder die schlimmsten von allen."

„Wo bist du denn da her? —"

„Aus Brooklyn."

„Schwer herübergekommen, ja?"

„Na, es ging an. War meine dritte und vielleicht letzte Reise nach Deutschland. Das erstemal, da war ich noch ein Säugling. Mein Vater suchte wieder Arbeit in

der Heimat und fand keine. Das ist schon lange her. Das zweitemal war es eine Sangesreise herüber. Die werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen, Kamerad. Hab' mir da ein Lied mitgebracht, das mich warm hält alle Zeiten. Wir sangen's unterwegs oft, und fast alle deutschen Sangesbrüder sangen es. Es ist uns sogar gewidmet. Das kennst du doch auch?"

Der Amerikaner, die Augen hart und spähend auf den Grabenrand gerichtet, summte leise eine innige Melodie, das herrliche „Wie's daheim war" im Texte von Peter Cornelius.

„Kenn' ich nicht. Sing doch mal weiter!"

Und der andere sang das Lied weiter und sang es lauter. Zuerst rief eine befehlende Stimme aus der Nähe: „Ruhig da im Graben!" Aber dann murmelten auch schon ein paar nebenan: „Sing weiter, sing weiter, Kamerad! Unteroffizier, weitersingen!"

Und der Deutschamerikaner sang zur Weihnachtszeit das Lied im deutschen Schützengraben:

Wie's daheim war . . .

„Das muß ich auch lernen!" Bens merkte auf, die Hand am Gewehr, den Blick in die Weite gerichtet.

Aber auch drüben bei den Feinden summte es und wurde laut. Sie fuchtelten mit Lichtern umher, riefen und sangen. Kletterten auf den Grabenrand.

Still verharrte der deutsche Graben und klang von verhaltenen Gesängen der wachsamen Krieger. Keiner ließ die Hand vom Gewehr.

Und die lange heilige Nacht war Gottesfrieden zwischen den liederfüllten Schützengräben.

Nun sang auch Bens das schöne Heimatlied und sang

es fortab allein, denn der Deutschamerikaner wurde am dritten Weihnachtstage so schwer von Granatsplittern getroffen, daß der Feldarzt achselzuckend eingestand: „Wird kaum wieder singen und leben wollen.“ —

Sie lagen den langen Winter hindurch und lagen noch in den Frühling hinein, immer in dem gleichen Graben. Warteten auf den Feind. Manchmal verging ihnen sogar zum Singen und Erzählen, zum Lachen die Lust vor lauter schmerzhaftem, lähmendem Warten.

Sie sahen es mit erwachendem Staunen, wie sich von Tag zu Tage die grauen Weiden vor ihrem Graben, zerschossen und zerfetzt, mit zarten, fast unsichtbaren grünen Schleiern umhüllten, Knospen trieben. Manchmal sang ihnen hoch zu Häupten eine frühe Lerche, ein Frühlingsvogel im Gebüsch. Dann lauschten sie mit verhaltenem Atem, und manchem stiegen die Tränen herauf aus tiefster Brust. —

Das Blut in ihren Adern fühlten sie verjüngt und schneller fließen. Drängten an den Feind. Und schlugen ihn. Es waren tausend Meter ins Land hinein, die sie mit blitzenden Bajonetten, mit brausendem Mute erstritten. Hurra! Hurra! —

Nun lagen sie an einem Berghang, flach und grünbewachsen, als hätte er niemals den Krieg gesehen. Knorplige, gegabelte Weiden grünten rings um sie. Es war wie mitten im Frühling.

Da besann sich der Unteroffizier Bens seines Amts, und die Korporalschaften ihm zur Rechten und Linken, seine eigene, lernten wieder singen. Das Gewehr in die Zweiggabeln einer tiefschattenden jungen Saalweide gelegt, lehrte er seine treue Schar, sang er allein in lauer

Frühlingsnacht die Lieder der Heimat und des deutschen Frühlings. Rings um ihn war Frühling, und in allen Herzen war er. Die alte Weide deckte ihre langen dünnen Zweige mit den zarten grünen Blättern, die im Sonnenlicht wie Gold, in der Mondnacht wie Silber glühten und gleißten, schützend und segnend über den Sänger.

Und der Unteroffizier Bens sang:

Wie's daheim war . . .

Dem alten Feldwebel Gliemcke liefen die dicken Tränen über die Backen.

„Heute wäre meine silberne Hochzeit, wenn ich zu Hause wäre", sagte er wie zur Entschuldigung, daß er weinte. Und der Hauptmann drückte ihm die Hand.

„Schreiben Sie Ihrer guten Frau, ich ließe sie grüßen, Gliemcke!"

„Gehorsamsten Dank, Herr Hauptmann!"

„Na, Kinder, wartet nur noch ein Weilchen; die längste Zeit sind wir hier gewesen. Es wird bald Schluß werden." —

In einer Nacht, als die Engländer wieder wie die Wilden das Gelände hinter den Fronten mit Granaten abstreuten, fiel Unteroffizier Bens auf treuer Wacht unter dem alten Weidenbaume. Es ging ihm mitten in die Brust, und lautlos sank er hin.

Sie haben ihn auf der Stelle begraben. Beim Mondenschein unter dem Baume. Der Hauptmann stand zu Füßen der offenen Gruft, nahm den Helm ab und rief es in die Nacht des Frühlings, warm und weich, von zischenden Schrapnells durchzuckt: „Keiner sang das Lied so schön wie mein Kamerade! Du hast uns tausendmal so treu ins Herz gesungen. Nun wollen wir dich zur

ewigen Ruhe betten. Schlafe wohl! Wir werden deiner nie vergessen!"

Blühende Frühlingsblumen warf er ihm hinab in die Gruft und wandte sich ab. Die Kameraden sangen dem Sänger, dem toten Ulanenunteroffizier, einen alten deutschen Sängerabschiedsgruß.

Nun schläft er allein im weiten fremden, fernen Feld unter der hangenden grünen Weide. Die Deutschen sind siegend und singend weitergezogen und haben ihn in seinem Grabe allein gelassen. Auf dem niederen Hügel, wie von Palmenwedeln umschmiegt von den weichen Weidenzweigen, ragt ein schlichtes Holzkreuz. Darauf steht von seines Hauptmanns Hand zu lesen:

Hier schläft ein treuer deutscher Sänger!

Und im Baume zu Häupten singen die Vögel wie im Frieden.

Manchmal kommen Verwundete vorübergehinkt und ruhen bei dem schattenden Grabe aus. Sie lesen die Inschrift, sie hören die Vögel singen und horchen auf ihr eigen Herz.

In der grünen, wiegenden Weide singt und summt das liebe Lied:

Wie's daheim war,
Wo die Wiege stand,
Wo der Mutter Arm
Dich weich umwand.

Frag dein eigen Herz,
Frag's im fremden Land,
Ob's nicht tiefer Lust
Und Schmerz empfand.

Das Fest der Maien

Wie ein Symbol des starkgemuten Deutschen auf der Wacht im Osten ist das: Wo die grauen Erlen am Wege ziehen, wo meilenweit kein Wald und kein Hügel, oder wo die schwarzen Wälder sich endlos schweigend dehnen, da winken von den Höfen, den deutschen Siedlerhöfen, die weitverstreut im ganzen Lande liegen, helle, schlanke Birken hoch im Winde wie mit frohen grünen Schleiern, stehen als treue Wächter bei jedem Gehöft, kerzengerade fröhliche Leuchter.

Konrad Barth sah die weißen Birken fern vom Hofe des Andreas Kalinski winken und wußte seine Lena unter den grünen lichten Kronen gehen, das blonde liebe Polenmädchen mit dem deutschen Herzen, Lena Kalinska.

Letzte Pfingsten — die Alten saßen drinnen in der Stube beim preußischen Maitrank und qualmten ihren Knaster — hatte Konrad Barth die Lena gerad' unter den leise wispernden Birken gestellt, bittend bei der Hand gehalten.

„Du! Diesen Sommer muß ich wieder hinein nach Berlin; die Elisabether lassen keinen Reservisten aus. Lena, willst an mich denken die Wochen, wann ich fern bin? — Aufs Erntefest machen wir's dann bekannt und freien übers Jahr . . ."

Da hatte sie leise seine feste Hand gedrückt. „Du! Ob du das nicht bloß red'st und bei den Mädchen in Berlin kaum einmal an uns hier heraußen denkst? Ach, ich wäre wohl auch einmal gern in Berlin! —"

„Mädchen, wie du red'st! Das ist keine Stadt, wo unsereins froh werden kann, du oder ich und wir beide zusammen ... Hier, hier ist doch unsere Heimat, Lena! Wir wollen doch hier zusammen ..." er hatte sie an sich gezogen und geküßt. Geradwegs aus der Elisabetherkaserne zog Konrad Barth zum August in den Krieg, und Lena daheim weinte um ihn und bangte um ihr eigenes Leben; denn es war nun ein Marschieren, Reiten und Räderrollen Tag und Nacht in dem stillen polnischen Winkel, daß sie wähnte, mitten in dem furchtbaren Kriege zu sein. Nach Wochen kam die erste Karte von Konrad Barth, aus Belgien: Liebe Lena, ich bin bei einem andern, neuen Regimente jetzt und habe bloß so viel Zeit, Dir meine Adresse zu schreiben. Liebe Lena, Gott behüte Dich mir! —

Mit dem Herbste kamen harte Tage über das Land im fernsten deutschen Winkel. Heere zogen her und hin, Freund und Feind. Da ging gar vieles in Flammen auf, was Menschenalter mit unsäglicher Liebe gebaut hatten. Und die grünen Birken nickten landaus und landein über vielen frischen Gräbern, standen wie riesenhafte weiße Totenkerzen zu Häupten und flüsterten sich das Grausen des Krieges zu.

Zwei Tage vor Weihnacht war's, da kam Konrad Barth wieder in seine Heimat. Das Regiment zog nach meilenweitem Marsche in das menschenleere Dorf. Ausgebrannte Dachsparren bleckten gegen den trüben Himmel. Der Kirchturm lag in Asche, und alle Tore gähnten die Soldaten an wie das erstorbene Grauen. Fern der Hof Kalinskis, zehn Minuten vor dem Dorfe, war still wie das Grab. In den leeren Stuben und Ställen dröhnte

Konrads Schritt. Er schlich hinaus und bezwang die Tränen. „Lena Kalinska, wo bist du geblieben? —“

Traurig saß er bei den Kameraden, gedankenversunken.

Das Feuer erlosch, und der Feldwebel befahl: „Wir müssen Holz haben. Schlagt die Birken weg; das reicht über Fest!“

Da stand der Unteroffizier Barth mit einem drohenden Bitten vor ihm:

„Nicht die Birken, Herr Feldwebel, die Birken nicht!“

„Warum denn nicht — — —?“

„Weil . . . weil das meine Heimat ist . . . weil . .“

„Na, das konnten Sie doch gleich sagen, Barth.“ Der Feldwebel blickte sich ernst auf dem kahlen Hofe um.

Abends, als die Weihnachtsliebesgaben aus der Heimat verteilt wurden und bei allen eine seltene, übermütige Freude ausbrach, schlich sich Konrad Barth aus dem Kameradenkreise. Allein stand er im Dunkel bei den weißen Birken, schlang die Arme um den kühlen Stamm und preßte seine Stirn gegen den atmenden, lauschenden Baum.

„Lena Kalinska, du, du! Wo bist du mir geblieben? Lebst du noch? —“

Eine Faust packte ihn bei der Schulter.

„Kerl, Mann! Das ist ja der . . . der Barth! Mensch, Sie waren immer ein Prachtsoldat; Sie werden doch heute hier nicht flennen. Na?“ drohte der Hauptmann, selber bewegt von dem Anblick.

„Herr Hauptmann verzeih'n! Das ist . . . ist der Baum, wo ich mich Pfingsten verlobt habe. Das ist . . .“

„Na, wart', bis wieder Pfingsten ist. Dann haltet ihr Hochzeit beide.“

Und diesen Abend versprach der Hauptmann dem Unteroffizier Konrad Barth, der Lena Kalinska nachzuforschen.

Aber es kam keine Auskunft und keine Zeile von Lenas eigener Hand. Konrad Barth marschierte her und hin; dreimal sah er seine Heimat wieder, jedesmal war sie wüster geworden. Und es hieß, die Frauen und andern Bewohner seien ins Reich abgebracht. Wehmütig winkten ihm die weißen Birken bei Kalinskis Hofe mit kahlen Fingern zu, als er das letztemal, um Ostern, vorüberzog. Und Konrad Barth trank mit weit offenen Augen den erschütternden Anblick.

„Barth!" rief ihn der Hauptmann an. „Möchten Sie hierbleiben?"

„Ach, Herr Hauptmann!" Es zerriß dem Bauern das Herz.

„Na, ich mache ja nicht bloß Spaß. Ich meine, ob Sie mal ein paar Wochen hier ackern und das alles in Schuß bringen möchten? Das Heer muß das Heer ernähren; im Westen sind sie damit viel weiter als wir hier. Aber es kommt schon in Gang bei uns. Na?"

In seinem Herzen läuteten die Osterglocken, läuteten so herrlich und hell wie nie zuvor und niemals nachher in seinem Leben, als Konrad Barth nun hinter dem Pfluge über die Äcker schritt, über die Äcker der Lena Kalinska. Hei, winkten die weißen Birken ihm zu! Wenn sie auch noch ohne ihre grünen Fahnen im Winde standen, sie triumphierten doch mit hochzeitlichen Schleiern.

Daß er es doch hätte Lena, der blonden Lena Kalinski sagen, schreiben können! Aber sie mußte es ja fühlen,

sein übergroßes Glück, wenn anders sie noch lebte, ihm noch in Liebe lebte.

Keine freie Stunde schenkte sich Konrad Barth. Seine Kraft gehörte dem Acker, sein Denken der Braut. Auf den andern Höfen schafften Kameraden so emsig wie er.

Und am letzten Tage — die Saat lag geborgen im Schoße der Äcker — ging Konrad leise hinauf in die Mädchenstube Lena Kalinskas unter dem Dache. Stand sinnend in dem ausgeräumten Gemache und blickte ins weite Land.

Rings war ein frohes Frühlingsahnen. Und die weißen Birken winkten hoch. Da kratzte Konrad Barth es mit dem Messer an die graugetünchte Wand: Liebe Lena! Ich bin noch immer wohl und habe das Feld bestellen dürfen. Denkst Du noch an die Pfingsten? Gott gebe uns ein gutes Wiedersehen! Konrad.

Ohne sich umzusehen, stapfte er vom Hofe, fuhr von Etappe zu Etappe und meldete sich zur Front.

„Na, da sind Sie ja wieder, Barth. Sehen famos aus. Nun ist ja auch bald Pfingsten. Sieht mir bloß gar nicht so aus, als ob Frieden wär' und Sie Ihre Hochzeit machen könnten."

Der mit frischen Kräften eingetretene Unteroffizier fand sofort die beste Verwendung. Wochenlang kam er nicht zum Besinnen. Eigentlich erst, als ihm auf einem höchst gefährlichen Horchposten der Helm vom Kopfe und drei Finger der rechten Hand am Gewehrabzug glatt weggeschossen wurden. Er war dann aber auch vom vielen Blutverlust bald ohnmächtig geworden und besann sich später nicht, wie die Kameraden ihn gefunden und heimgeholt hatten.

Auf dem Abtransport zum Feldlazarett hörte er einen Soldaten neben sich sagen: „Das ist das einzige Glück dabei, daß man gleich in seine Heimat kommt, weil sie hier so nahe ist."

„Und in die leere Bude kommste, Karl", sagte ein anderer.

„Ach wo; die Dienstunfähigen und die Frauen sind alle schon wieder da, wenigstens die meisten von ihnen.

Fünf Monate habe ich von meinen Eltern nichts gehört. Sie werden doch auch wieder da sein —?"

Stumm lag Konrad Barth dabei. Und erst in dieser Stunde wurde es ihm so recht bewußt, wie hart, wie erbarmungslos hart doch dieser Krieg für alle, alle war. Was man da draußen als Soldat erlebt hatte, das war ja alles viel leichter gewesen. Oder man hatte sich zu sehr daran gewöhnt. Jetzt kam das Schlimmste, das Miterleben aus der Ferne, mit der Seele. Da mußte einer, wenn er auch acht und neun Monate im Felde und im Feuer gestanden hatte, lernen, die Zähne zusammenzubeißen, daß er nicht gar noch am letzten Ende den Mut verlöre.

Den Namen der heimischen Kreisstadt hörte Barth ausrufen, als er träumend im Zuge saß.

Es gab einen langen Aufenthalt. Barth stieg aus, einmal zu trinken.

Da fuhr der Zug weiter. Ohne ihn.

Er meldete sich beim Bahnhofskommandanten, einem gutmütigen alten Rittmeister, und bekannte froh, daß sein Elternhof ganz nahe sei.

„Barth, Barth — — —?" las der Offizier in einer

Liste nach. „Ja, freilich, die sind zurückgekehrt. Also gut. Sie melden sich hier an und ab."

„Kalinski — — — verzeihen, Herr Rittmeister! Kalinski, sind die auch zurück —?"

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit. Sehen Sie selbst nach!" Der Kommandant klappte die Liste zu. „Gute Pfingsten daheim, Kamerad!"

Konrad machte sich auf den Weg nach Hause. Über ihm sangen die Lerchen. Und in seinem Herzen war ein frohes Drängen und Hoffen. Er fühlte es durch alle Wickel des Verbandes in der wunden rechten Hand, die ihm fest auf die Brust gelegt war. Und die freie Linke erhob er und winkte den weißen Birken der Heimat einen Gruß, die feierlich im dämmernden Abend standen.

Nun war er wieder unter den beiden Bäumen, die seines Herzens Heimat bedeuteten. Er lehnte sich gegen den Birkenstamm, ins Land zu schauen. Fühlte den Saft im Baume quellen und gehn. Frühling, Frühling ist da! Das Fest der Maien. —

Ein leichter schneller Schritt im Grase. Der verwundete Soldat wandte sich um.

„Lena, Lena Kalinska!"

Sie lag an seiner Brust und küßte ihn, streichelte die wunde Hand. Sie weinte. Und da ward Konrad Barth inne, daß ihm Lena nicht die Hand zum Gruße gegeben hatte, sie ihm nicht reichen konnte.

Mit der Linken umschlang sie ihn, aufweinend vor Jammer und Glück.

Der rechte Arm war ihr nur noch ein Stumpf, zerschmettert von einem Kosakensäbel, so zerfleischt, daß alle Kunst der Ärzte in Berlin daran zuschanden geworden

war. Da hatte sie wohl nie mehr schreiben können, arme, liebe Lena!

Nun sahen sie sich beide mit einem tiefen, langen Blicke in die Augen, bis ins Herz und lasen all ihr Sehnen, ihr Leiden darin, ihre Treue.

Tapfere Lena! Hatte mit Todesnot gegen den teuflischen Kosaken ihre Mädchenehre verteidigt... Tapferer einarmiger Bauer du! Nun helft euch weiter, ihr beide!

Und über ihnen beiden bewegte die Birke rauschend das junge zarte Grün und flüsterte verheißend von neuem Werden, vom Feste der Maien auf Erden.

Leutnant Zollikofer

Dreimal leuchtete der Name auf: Leutnant Zollikofer! Nun ist er erloschen. — Das erstemal: In dem dämmerigen Kursaal erhob sich der frühe und hastige Gast, über den so viele lächelten, so viele mit Bewunderung sprachen, hinter seinem Tische und trat auf die Veranda hinaus, wo eine junge Dame eifrig schrieb.

„Mein gnädiges Fräulen, verzeihen Sie gütigst! Ich sehe, daß Sie mit roter Tinte schreiben, korrigieren an diesem frühen Morgen. Nun hat einer meiner wenigen, aber ein hochmögender Auftraggeber da an meinem Entwurf dies und das herumkritisiert. Er will: ich soll ändern, soll es mit roter Tinte tun, damit der schlaue Herr sogleich sehen kann, wieweit ich ihm zu Willen ändere. Mein gnädiges Fräulein, glauben Sie mir, ich hätte es nie gewagt — aber wo soll ich hier zwischen den Bergen rote Tinte hernehmen? Und der Mann bedrängt mich so arg . . .“

Sie war aufgestanden, nickte ihm zu und reichte ihm das kleine Fäßchen Tinte, auch den Halter. Und er nahm beides, hielt ihre Hand fest und beugte sich galant darüber.

Erst nach dem Handkuß stellte er sich vor: „Professor Mittelbach!“

Ihren Namen verstand er nicht, so leise sprach sie. Oder gab er so wenig acht, weil ihn die Augen, diese tiefen Augen viel mehr beschäftigten?

„Sie sind Schriftstellerin?" zeigte er auf die Korrekturen. „Da müssen Sie mir erzählen, wir müssen Freunde werden. Ich habe mehrere Freunde, die Schriftsteller sind. Aber eine Dame . . . die habe ich mir immer ganz anders gedacht, alt und ehrwürdig, mit einer großen Brille."

Sie lachte hell auf und ließ sich von seinen Schmeichelworten einfangen, mit ihm zu plaudern. Die Terrasse stiegen sie hinab und wanderten in den Wald. Nachmittags holte er sie ab, speiste abends mit ihr. Sie wurden an diesem einen Tage ehrliche Freunde und sprachen sich vieles vom Herzen, Pläne, Hoffnungen und Träume. Sie mußte ihm auch erzählen, was sie schriebe. Einen Roman von einem Leutnant. Sie wolle darin den neuen Geist unserer Zeit der Technik und seinen Einfluß auf den Offizier ausdrücken. Ein Flieger sei dieser Leutnant, keiner von den ewigen, süßlichen Flirtfiguren, die es wohl auch gar nicht mehr in der Armee gäbe.

„Kaum noch", bestätigte ihr der Professor und bekannte, selber Offizier der Reserve zu sein. Das Thema interessierte ihn, noch mehr die kluge, junge und so ohne Vergleich schöne Schriftstellerin. Nach Tagen war er sich gewiß, daß er sie liebte.

Immer sprachen sie von Problemen und Themen, auch von sich selber, zumeist von dem Roman.

„Wie soll er denn heißen? Wann erscheint er?"

„Bald. Und heißt wie sein Held: ‚Leutnant Zollikofer.'"

„Da will ich doch ja nicht unterlassen, einer der ersten Käufer dieses Buches zu sein", beteuerte Professor Mittelbach und schrieb sich den Titel des Buches auf

einen Zettel, den er sorglich faltete und in seiner Geldtasche verwahrte.

Den nächsten Tag und die folgenden sprachen sie auf einmal nicht mehr von dem Buche, auch nicht mehr von sich selber; die Ereignisse der Welt draußen stürmten auch über das stille Bad im entlegenen Waldtal herein. Der Krieg drohte! Er brach aus. Und Professor Mittelbach mußte abreisen, wie die meisten Männer.

Zum letzten Male ging er mit seiner neugewonnenen Freundin durch den Wald. Es war ein schnelles, drängendes Wandern und Sprechen. Sie fühlten beide ihre Herzen schlagen. Und küßten sich zum Abschied.

„Wenn ich wiederkomme, Liebe, Liebste — — hier wollen wir uns wiedersehen, wo wir uns zueinander fanden!“

Sie schwuren es sich zu. Und er schied, ihre Blumen, ihre letzten Liebesgrüße in treuen Händen. Weinend winkte sie ihm nach.

Es kamen schweigende, schwere Wochen für beide. Kamen schnelle Grüße her und hin. „Ich bin gegen Rußland!“ schrieb er ihr. „Und es geht hart her.“

Sie bangte, zitterte um ihn, vergaß ihre Kunst, ihr Buch, das unbemerkt in den ersten Wochen des großen Krieges erschien. Blumen, kleine Angebinde, Leckereien schickte sie ihm, und hatte wohl noch nie so wunderschön, so innig geschrieben, als in den Begleitbriefen zu jedem Päckchen.

Aber die Sendungen kamen alle nacheinander zurück. Vermißt! stand auf den ersten und folgenden, nachher bloß noch: Zurück!

Sie fragte vor allen Türen um Rat, wollte die Adresse

des Gefangenen in Rußland erfahren. Wochen vergingen, furchtbare Wochen. Da kam Antwort vom Nachweisebureau: Ein Offizier bei den Pionieren namens Mittelbach, Architekt von Zivilberuf, ist nicht unter den deutschen Gefangenen in Rußland.

Diese Entscheidung bezeichnete man ihr als endgültig. Er war also verschollen, war tot.

Sie hüllte sich nicht in aufdringliche Trauerkleider, denn er war ihr ja vor der Welt noch ein Fremder gewesen, und sie haßte die leeren Formen der Menschen, aber tief im Herzen, da betreute sie sein fernes, unbekanntes Grab und dachte immer mit stiller Wehmut an den lieben und gescheiten Freund, der so unvermittelt in ihr Leben getreten war, sie ganz bezaubert hatte und nun ein leerer Hauch, ein Schatten war. Die Monate gingen hin, ein halbes Jahr. Es kam ein neues Jahr, ein neuer Frühling. Ihre Jugend faßte neue Schaffenspläne und vergaß den Freund.

Aber ihr Buch vom Leutnant Zollikofer, an dem der Tote so viel Anteil genommen hatte, ging weite Wege in den Krieg hinein. Dieser Krieg bewies es, daß der Offizier ein anderer geworden war, als ihn die süßlichen alten Jungfern in ihren Büchern malten. Er war ein Held! Und was ein junges Frauenhirn von den Offiziersfliegern erträumt hatte, ward zur Tat. Sie leisteten so Übermenschliches und Herrliches, daß Generalfeldmarschall Hindenburg selber des Lobes davon voll war.

Und einen kleinen Abglanz dieses Ruhmes trug das Buch vom neuen Geiste des deutschen Leutnants durch die Heere.

Abends im Unterstand ging es von Hand zu Hand.

Sogar der Brigadegeneral, der überhaupt nicht viel von Büchern hielt, lobte es.

„Allerhand Achtung vor so einem Frauenzimmer, das Buch da zu fabrizieren, meine Herren. Wirklich ausgezeichnet. Exzellenz haben das auch gesagt und gemeint, es könne gar nichts schaden, wenn wir der Dame mal durch ihren Verleger ein Sammellob zukommen ließen. Schließlich sind wir doch kompetent, na, und Zeit haben wir auch genug gerade jetzt. Ist ja auch für den Offizier sozusagen Pflicht, nicht, sich gegen Damen stets dankbar zu zeigen? Na, vielleicht ist sie auch jung und hübsch. Man kann nie wissen . . .“

Die Leutnants waren begeistert von der Idee, und die Stabsoffiziere sagten nicht nein, schrieben ihren Namen alle in den großen, schwungvollen Huldigungsbrief, den der Brigadeadjutant aufgesetzt hatte.

„Wirklich, Exzellenz waren ganz begeistert von dem Buche. Nannten die Verfasserin eine geistvolle Person und meinten, man habe ihr ganz gehörig dankbar zu sein.“

Dieser Brief erfüllte die Dichterin mit einer wehmütigen Freude. Wenn er das erlebt hätte! Nun stand er wieder lebendig vor ihr, schwärmend und werbend. Sie starrte fröstelnd in den neuen Frühling und fühlte sich einsam. Oft, gar oft hatte sie darüber nachgesonnen, ob denn die schnelle, junge Liebe damals wohl das Rechte für sie beide gewesen wäre, und hatte doch nur immer zu dem einen Schlusse gefunden: Er liebte dich und er ist verschollen, ist tot! Aber dann war es ihr immer, vollends jetzt in dem neuen Frühling, als lebe er, lebe irgendwo und würde wiederkommen.

Sie reiste in das Waldbad und wartete. Wenn sie

es sich auch nicht eingestehen wollte, es war doch ein drängendes, wehes Warten in ihr, ein Sichfreuen.

Wieder wurde es Sommer, Sommer wie vor einem Jahre, als der Liebste Abschied nahm. Ihr Verleger kam, sie zu besuchen und bat: „Reisen Sie hier weg, liebes Fräulein! Das ist doch hier nichts für Sie . . . Ins Leben!" —

Sie spazierten im Walde, und er erzählte von sich, von seinen Geschäften, von ihrem Buche.

„. . . Da ist mir letztens etwas Seltenes widerfahren. Denken Sie nur: Ich erhalte ein Schreiben vom Armee-Oberkommando-Ost, aus dem ich zuerst gar nicht klug geworden bin. Ich habe es Ihnen des Interesses halber mitgebracht."

Er blieb stehen, zog einen dicken, gelben Amtsbrief aus der Tasche und wollte ihn entfalten. Da streckte sie schon die Hand danach aus, gebieterisch: „Geben Sie!"

Erstaunt reichte er ihr den Brief. Und sie riß das weiße, engbeschriebene Blatt heraus. Ihre Hand zitterte heftig.

„. . . Beim Tieferbetten einiger von den Russen zu flach angelegter Gräber aus den ersten Kriegswochen haben wir letzthin auch ein paar unermittelte deutsche Soldaten aufgefunden, darunter einen Mann, der unzweifelhaft ein Offizier und aus besserem Stand gewesen ist. Leider ist er nicht mehr erkennbar, hat auch kein Erkennungszeichen, keinerlei Wertsachen oder Sonstiges bei sich gehabt. Glatt ausgeraubt von den Russen. Nur in der geleerten Geldtasche fand sich ein abgerissener Notizbuchzettel mit den beiden Worten: Leutnant Zollikofer, in flotter Bleistiftschrift. Ein deutscher Offizier dieses

Namens fand sich jedoch nirgends in den Listen. So wurde der unbekannte Tote wiederum beigesetzt, ohne festgestellt zu sein. Er ist in ein Grab für sich gebettet. Das Grabkreuz ist ohne Inschrift. Beim Nachforschen des aufgezeichneten Namens „Zollikofer' hat sich dann herausgestellt, daß es ein Buch dieses Titels gibt, das sich der gefallene Soldat wohl aufgezeichnet hatte, um es sich vielleicht später zu kaufen oder zu entleihen. Ein Offizier beim Oberkommando kannte das Buch selber und erklärte, es wäre in einzelnen Heeresteilen sehr bekannt und verbreitet. Durch ihn erfuhren wir auch Ihren Verlag und teilen Ihnen als dem Verleger des Buches den Vorfall mit, ohne annehmen zu wollen, daß Sie vielleicht zur Rekognoszierung des unermittelten toten Soldaten beitragen könnten. Andernfalls wollen Sie jede zweckdienliche Auskunft . . ."

Das Briefblatt flatterte auf den Waldboden. Der Verleger bückte sich, es aufzuheben.

„Das muß man Gewissenhaftigkeit nennen, nicht wahr?" richtete er sich wieder auf. Und verstummte jäh. Er blickte in ein totenbleiches Frauenantlitz. „Aber verehrteste Freundin!"

„Kommen Sie! Ich will hinreisen und den Namen auf das leere Grabkreuz schreiben", flüsterte sie tonlos und zog den Verwunderten, Erschütterten mit sich.

In Ehrfurcht schwieg der Wald und dämpfte die hastigen Schritte des jungen Weibes, das nach dem Grabe seiner Liebe drängte.

So stirbt ein junger Held

Der Prinz von Waldeck ritt am Abend wieder auf Patrouille aus. Rittmeister Graf von Hardenberg hatte ihn der Schwadron vorausgeschickt. Unteroffizier Zimmermann war wie gewöhnlich bei ihm. Der Weg ging schnurgerade auf das wohl vier deutsche Meilen ferne Lille. Die Dragoner ritten mit strikten Befehlen. Sie verhielten sich ganz still, denn es hieß, der Feind — Engländer — sei im Ausschwärmen. An einer frohen Soldatengruppe kamen sie vorüber, der Prinz Wolrad freundlich mahnend zuwinkte, sie sollten sich ruhig verhalten. Einer von den Leuten hatte wohl Geburtstag, denn er wurde auf den Schultern im Kreise herumgetragen, die andern standen dabei und scherzten.

Im Weiterreiten plauderte der Prinz mit Zimmermann, der dicht neben ihm hielt.

„Wie mich das mit einem Male an meine Kindertage erinnert, was wir da eben sahen! Es ist vielleicht meine früheste Erinnerung . . . In Mengeringhausen war's, wo ich immer gern gewesen bin. Beim Schützenfeste. Da halten sie immer einen schönen historischen Umzug in alten Trachten. Wir waren also alle da und sahen zu. Ich war noch so klein und konnte vor den Großen nichts sehen. Da hat mich mein Bruder Fritz, der Fürst, einfach auf seine Schultern gesetzt, daß ich alles gesehen habe. Wie haben die Waldecker über mich gelacht, daß ich auf des Fürsten Schultern Huckepack ritt! Und Mama er-

zählt immer noch, daß ich abends in meinem Bett beim lieben Gott mich bedankt hätte, weil er mir alles auf dem Schützenfeste so schön gezeigt habe. Das ist spaßig, nicht? Sie haben doch zu Hause auch solche Schützenfeste, Zimmermann?"

Und nun fing der Unteroffizier halblaut zu erzählen an, während sie, die eine Hand am Zügel, die andere am Revolver, achtsam weiterritten. Über ihnen wölbte sich hoch und still der nachtdunkle Himmel. Vereinzelt schienen ein paar Sterne. Und der Soldat erzählte von den Festen seiner Heimat an den blauenden Bergen des Harzes, wo die Sitten der Väter sich noch bewahrt haben und geehrt werden von den Jungen. Wo die Burschen und die Mädchen noch zu Ostern um das Feuer tanzen und am Osterberge bunte Eier suchen.

Munter ritten die Soldaten auf der regennassen Landstraße hin im Gespräch. Leise klapperten die Hufe in die Nacht.

Da! Ein Schuß, noch ein Schuß, ein ganzer Hagel von Geschossen! Von allen Seiten! Zwei, drei Dragoner stürzten mit den Pferden. Auch der Prinz von Waldeck ist nicht mehr an der Spitze. Sein Pferd ist getroffen. Hoch steigt es auf und wirft sich wiehernd hin, den Reiter mit zu Boden ziehend.

„In Deckung gehen! Links in den Graben!" ruft Zimmermann laut und sieht sich nach dem Prinzen um. Ein paar von den Dragonern können ihrer Pferde nicht Herr werden und galoppieren wegaus. Einer setzt zehn Schritte weit vor über den Graben, stürzt.

Da ist der Prinz schon wieder auf und sieht sich um. Unausgesetzt knallt es um ihn, als sei die Hölle los.

„Durchlaucht! In den Graben hier!" ruft Zimmermann vom Rande herüber auf die Straße, wo die toten Pferde und die getroffenen Dragoner liegen. Mit einem Sprung ist Prinz Wolrad im Graben. Aber es duldet ihn nicht auf der Stelle, er mag nicht im sichern Verstecke hocken, ehe er nicht weiß, was aus allen seinen Leuten geworden ist.

Er fragt den Unteroffizier die Namen leise ab, und Zimmermann gibt Antwort.

„Deibert?"

„Scheint versprengt."

„Roß?"

„Auch."

„Glanzius!"

„Der auch."

„Die armen Kerle! Gott stehe ihnen bei!" Er fand seinen Burschen nahe bei dem Graben hocken und schärfte ihm flüsternd ein, immer in Deckung langsam zurückzukriechen, bis er aus dem Feuer sei. Dann heim zum Stabe, Hilfe holen. Und weiter vor kroch er in dem schützenden Graben, während die Kugeln der englischen Schützen ohne Aufhören über die Straße zischten und pfiffen, suchte die Stelle, wo der Dragoner im Feuer gefallen war. Auf jeden Fall mußte er den Mann zurückbringen.

Trotz Nacht und Dunkel fand er den wunden Kameraden, beugte sich über ihn und rief ihn leise an. Der Brave hatte den Knöchel gebrochen und jammerte. „Sei ruhig, Kamerad! Wenn die dumme Schießerei nur ein wenig aufhört, trage ich dich ins Sichere!" Sie warteten. Das Schießen wurde schwächer. Mit festen Armen packte

ihn der Prinz und hob ihn auf, schleppte sich kriechend mit ihm zurück. Er rief den Unteroffizier an, denn es ging sehr schwer; die Last war für seine jungen Schultern nicht gering, und die Kugeln kamen auch schon in den Graben.

Zimmermann verstand, kroch vor, rief wieder. Da prasselte es wie ein Hagel über ihn, drang ihm in Brust und Leib und Schultern. Er warf sich aufschreiend im Graben herum und sah augenblicklich alles wie in einem blutroten Schleier. Und ganz nahe noch ein Schrei, dumpf wie ein Gurgeln. Dann alles still. Nur die Kugeln pfiffen noch.

Den Prinzen hatte ein Schuß mitten in den Kopf getroffen. Ohne einen Laut brach er, der Retter, unter seiner schweren Last zusammen. Der Dragoner rief ihn an, behorchte des Prinzen Brust. Nichts. Da raffte sich der wackere Bursche hoch und humpelte die Straße hinab, achtete der Geschosse nicht, die vor ihm, hinter ihm schwirrten.

„Herr Rittmeister, Herr Rittmeister! Der Prinz!" keuchte er vor die Schwadron, die hinter dem nächsten Dorfe antrabte.

Graf von Hardenberg riß die Bügel ein. „Schwadron galoppieren — Freiwillige vor, den Prinzen Waldeck zu bergen!"

Sie kamen zu spät. Der Prinz war tot. Bei den Kameraden lag er still und stumm. Das junge Leben von zweiundzwanzig Jahren war geendet, ruhmvoll geendet. Sie trugen ihn durch die stille Nacht und bahrten ihn feierlich in ihrem Kreise auf. Seine Schwadron hielt ihm die Ehrenwache.

In einer kleinen, engen Stube glomm ein spätes Licht.

Hier schrieb der Regimentskommandeur schweren Herzens die Trauerbotschaft an die Mutter in der Heimat nieder.

„Ihrer Hoheit Fürstin-Witwe Luise von Waldeck,
Arolsen.

Prinz Wolrad am 17. Oktober bei Moorslede als Patrouillenführer gefallen. Dragonerregiment Nr. 23.“

Und in einem hohen, hellen Saale flammten späte Lichter in die dunkle Nacht hinaus. Da saß eine Mutter und gedachte ihres einzigen Sohnes. In den Häusern, in den Stuben rings um das Schloß erhofften die treuen Waldecker für sich ahnungslos von der 101. Wiederkehr des großen Tages der Leipziger Schlacht einen neuen deutschen Sieg fern auf den Feldern der Ehre in Ost und West. Aber statt der Siegesbotschaft kam Trauer über Trauer in alle Häuser des Landes. Viele Söhne und Väter waren gefallen. Mit ihnen Prinz Wolrad von Waldeck.

Das Abendlied

Eines Nachts zogen sie auf Patrouille, der Lehrer, der Schmiedegesell und ein Gefreiter. Sie schlichen in dem Baumschatten hin, gingen im weiten Bogen um ein zerschossenes Argonnendorf herum und spähten wegaus nach dem Feinde. Sternenhell war die kalte Nacht. Wie eine schwarze Mauer ragte der starre Wald vor ihnen auf. Da konnte der Lehrer seine Gedanken nicht abbringen von der Heimat in Thüringen, von seinen Tagen im Osten. Die Mutter sah er vor sich in ihrer niederen Stube, den Schwiegervater Schmied am Amboß und Bianka. Sein gebenedeites Weib, still und selig, selber eine Madonna Maria. Heilige Schauer erfüllten sein Herz. Feierliche Klänge umschwebten ihn. Und den Blick zu den Sternen erhoben, anbetend, trat er aus dem Walde.

Drüben ein Blitz und ein Knall. Es pfiff an ihm vorbei.

„Kantor, gehst her!“ fluchte halblaut der Schmied und riß ihn zurück. Da prasselte es schon herüber, Schuß auf Schuß. Von Stamm zu Stamm rückwärts huschte die Patrouille. Es rasselte nur so hinter ihnen drein.

Hagemann spürte etwas wie einen Schlag im Rücken. Durch alle Glieder zuckte ihm der Schreck: Du bist getroffen! Und dann fühlte er einen jähen Schmerz beim Atemholen. Aber er wollte sich doch nichts merken lassen und schleppte sich weiter von einem Baum zum andern. Klick, klack flogen die Geschosse gegen die Stämme.

„Da! Mich hat's!“ rief der Schmied auf einmal, warf sich lang hin und bastelte an seinem Arm. „Gleich

zweimal getroffen, zum Teufel! Nun packt euch heim und meldet, ihr zwei. Solltet mich aber erst mit verbinden."

„Ich bin auch getroffen!" rief Andreas Hagemann aus und hockte sich neben ihn.

Der Gefreite verband sie beide, so gut es ging, und machte sich schnell auf den Rückweg, seine Meldung zu bringen. Das Schießen hatte aufgehört.

„Das haben wir von deiner Sternguckerei", murrte der badische Schmiedegesell.

„Kamerad, ich weiß gar nicht, wie's über mich gekommen ist . . ."

„Na ja. Nun müssen wir uns aber sachte nach dem Verbandplatz machen . . ."

Sie wanderten durch den nachtschwarzen Wald. Der Schmied stützte den Lehrer mit seinem heilen Arme. Es war ein langsames, gar beschwerliches Marschieren. Mehrmals ruhten sie aus, aßen von ihrem Brot im Beutel, tranken einen Schluck aus der Feldflasche. Die Tornister hatten sie noch zusammen mit dem Gefreiten im Walde versteckt.

„Daß man auch keine Menschenseele trifft. Sonst laufen einem hier immer Kameraden über den Weg", schalt der Schmied.

Sie traten aus dem Walde. Der Mond war aufgegangen, und die Nacht war hell und feierlich still. Weitum hallte kein Schuß. Ein Dorf sahen sie vor sich liegen, zerschossen, verlassen. Sie strebten mühsam darauf zu. Der weiße Kirchturm ragte noch mit zwei Mauern und einem überhängenden Dachstück über die zerfetzten Dächer und Giebel. Der starre Mond beschien die Trümmerhaufen.

„Gefährlich ist die Sache“, flüsterte Hagemann und blieb keuchend am Dorfeingang stehen. Er fühlte das Blut auf seinem Rücken hinabrinnen, und sein Herz war ihm schwer. Mit jedem Schritte, den er dem wüsten Dorfe näherkam, stand die weiße Kirche im Osten, wo er vor dem Kriege amtiert hatte, die Stunde seiner Trauung, die Nacht des Abschieds von seinem Weib deutlicher vor seiner Seele.

„Ich glaube, wir haben uns verlaufen. Wenn man bloß wüßte, wie das Dorf heißt! — Aber ich kann nicht mehr. Ich meine, der Schuß ging mir hart an der Lunge vorbei. Wenn die Kugel nicht sogar drinsitzt — Komm in die Kirche da, Kamerad! Da wird man zwei ehrlichen verwundeten Deutschen hoffentlich nicht ans Leben gehen.“

Die Kirchtür stand weit offen. Die leere Halle lag totenstill im fahlen Mondschein. Schwer hallten die Tritte der beiden Deutschen von den Wänden. Sie saßen auf der erstbesten Bank nieder und lehnten sich fröstelnd gegeneinander. Es war ganz still um die beiden Soldaten. Gespenstisch schwieg die Nacht. Die Stunden schlichen gleich Ewigkeiten. Und endlos war die Nacht. Hagemann fühlte eine lähmende Schwäche in allen Gliedern und konnte doch nicht schlafen vor Erinnern und Ängsten. Er riß die Augen auf und ließ seine Blicke in dem fahlen Dämmern schweifen. Der Schmied dröselte vor sich hin.

„Du! Wenn wir mal Orgel spielten? — Dabei vergeht die Zeit . . .“

„Daß sie uns desto eher erwischen! Nein, Kantor.“

„Aber es ist ja keine Katze in dem Nest hier. Das Orgelpult ist offen. Komm, tritt mal die Bälge.“

„Na, meinetwegen. So oder so. Aus ist's wohl doch

7*

mit uns. Dann wenigstens mit Musik . . . Hier guckt sich kein Mensch nach uns um, bis wir verhungert sind. Wenn bloß erst Tag wäre, daß man sieht, woran man ist."

Sie suchten und fanden die Bälgekammer. Schwer atmend klomm Hagemann auf den Orgelsitz und schlug eine Taste an.

Die Orgel war unbeschädigt. Ihre kühlen weißen Tasten kamen seinen hartgewordenen Händen wie mit einem Streicheln entgegen. Es floß ihm wohlig durch die Adern beim Anblick der Königin aller Instrumente. Erfrischt reckte er sich auf, alle Schmerzen vergessend.

Die Orgel erklang mit vollem Ton. Verloren griffen seine Hände Akkorde, zuerst suchend. Sie waren so lange des Spielens entwöhnt und hatten harte, blutige Arbeit getan. Aber schon bald formten sie Melodien. Mächtig brausten die Klänge heran wie Sturmeswehen, gossen den beiden Soldaten Mut in die Herzen. Und leise, ganz leise sang die Orgel stammelnden Dank. Wie Engelstimmen klang es um die beiden einsamen Männer in der fremden Kirche auf feindlicher Erde.

Andreas Hagemann war wieder bei sich selber nach so viel Kriegesnot und Blut und Tod. Seine Seele schwebte befreit mit den hehren Klängen empor. Die Kunst besaß ihn ganz, und alles Irdische lag hinter ihm. Selber ein begnadeter Künstler, saß er am Orgelpult und spielte aus alten und neuen Meistern. Der badische Schmied in der Bälgekammer wehrte seinen Tränen nicht.

Herr, schicke was du willt,
Liebes oder Leides . . .
Ich bin gewiß, daß beides
Aus deinen Gnaden quillt.

Ort vergaß der Lehrer und Zeit. Daheim war sein Herz und erlebte die seligsten Stunden wieder. Seine Hände spielten das Orgelwerk, sie wußten nichts mehr von dem siechen, wunden Leibe. Und sein Herz war vor Gott: Beschirme Bianka, erhalte mein Weib! Wenn ich jetzt meine letzte Stunde lebe, wenn ich die Heimat nicht mehr sehen soll, Herrgott, nimm mein Gebet in Gnaden auf! Heilige Ruhe kam über ihn, Todesahnen und Gottesfrieden. Sein Spiel war nicht mehr von dieser Welt, war frei von aller Erdenschwere. Feierlich und fröhlich in Gottes Frieden erklang Schumanns Abendlied. Wie ein gottgefälliges Leitmotiv stand es ja in sein Leben geschrieben. Bei diesem Liede hatte sich ihm einst Bianka anverlobt. So sollte es auch seine letzte Stunde erfüllen, das Lied dankfrohen Behagens.

Der Mond schien durch die Fenster in die kleine hallende Kirche. Fern grollte der Donner aus ehernem Schlunde, nahe war ein Brummen und Rollen. Zwei Schatten huschten aus dem Häuserdunkel und Trümmergewirr des totenstillen Dorfes, liefen auf die tönende Kirche zu und spähten durch die Fenster in die singende Leere. Lautlos traten zwei Männer durch die Tür und schlichen auf Zehenspitzen herein.

Sie blieben auf einmal stehen und lauschten.

Sie sahen den Orgelspieler nicht, aber sie lebten sein Entrücktsein mit.

Ihre rauhen Kriegerherzen lösten sich. Die Tränen flossen.

Lange webte die heilige Fülle der hehren Klänge.

„Halt! Wer da?" rief es dann aus der fahlen Helle herauf. Die fremde Stimme klang von einem Schluchzen.

Orgelspieler und Bälgetreter schraken auf und hielten inne.

„Gut Kamerad!" scholl es aus der Bälgekammer. Harte Tritte hallten auf der knarrenden Treppe. Im Scheine einer aufflammenden Taschenlampe standen sich vier Männer gegenüber.

„Wie kommt ihr denn hierher? — Was macht ihr denn hier für eine feine Musik?"

Der Lehrer stützte sich auf das Orgelpult. Glücksschwer ging sein Atem.

Gerettet!

„Auf Patrouille angeschossen, verlaufen, krochen wir hier unter", berichtete der Schmied.

„Ich glaubte mein letztes Lied zu spielen."

„Na, Kamerad, davon ist keine Rede. Erst spielt uns mal noch eins vor. Dann sausen wir weiter", lachte der eine und knipste die Lampe aus.

„Sausen?" fragte der Schmied ins Dunkel.

„Ja, da staunt ihr nun. Ich gondle doch mit meinem Auto schon manche Nacht hier in der verfluchten Gegend herum, aber so was habe ich noch nie erlebt. Denkt euch! Sind drin im Walde lange aufgehalten, sonst wären wir längst heim. Hier vor dem Dorfe bockt mir die Karre und will nicht weiter. Kein Licht im Nest, lauter Trümmer. Ich krieche unter den Wagen und suche, der Kamerad paßt auf, Gewehr im Arm. Mit entsichertem Gewehr sind wir dem Klange nachgegangen; es konnte ja eine Falle sein. Der Schall kam aus der Kirche hier, aber niemand war zu sehen. Kameraden, ihr glaubt ja nicht, wie feierlich das war, als wir eintraten! Geweint habe ich, und du auch. Wer mag sich dessen schämen?"

„Und nun finden wir euch, ein paar Verwundete, die sich verlaufen haben! Wenn wir nun hier vorbeigesaust wären, wenn euch keiner gefunden hätte! Oder der Feind . . .!

„Das hat sollen sein. Da sage mir noch einer, daß es keinen Gott gibt!"

Die beiden Verwundeten sahen sich an. In des Lehrers Herzen war eine Stunde wieder lebendig geworden, eine feierliche Stunde in der Stube des Schmiedes Birinki zu Pirwindten, als das Abendlied verklungen war und der Schmied in seiner Schlichtheit gesprochen hatte:

„Das ist schon ein schönes Stück. Darüber kann man wohl zum Glauben an seinen Herrgott kommen." —

Andreas Hagemannn wandte sich der Orgel noch einmal zu, der Kamerad aus Baden kehrte zu den Bälgen zurück.

„Nun danket alle Gott!" erbrauste es nächtlicherweile durch die Kirche im Argonner Walde. Vier deutsche Männer sangen es aus ganzem Herzen mit, sangen noch: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und verließen dann die Gottesstätte. Grau tagte der Morgen. Dankbar wandten sie alle den Blick noch einmal zurück.

In allen Dingen ist Gott! dachte der Lehrer, als sie in das fauchende, ratternde Automobil stiegen. Gott hatte diesen Wagen hier halten lassen, damit sie gefunden würden. Er hatte ihn Orgel spielen lassen, daß sie von den Kameraden gerettet würden. Alles ist weise bedacht von Anbeginn. Was sind wir Menschen! —

Ermattet sank der Lehrer in die Polster zurück und schlief ein. Sicher trug der schnelle Wagen die beiden Verwundeten ins Hauptlazarett nach Montmedy.

Das Lied unter dem Himmel

„Heute nicht, nur heute nicht!" bangte Leutnant Eberhardt und blickte besorgt auf die Stabsordonnanz, die mit eiligen Schritten dem Fliegerlager zustrebte. Der warme, weiche Sommertag heute war ja sein Hochzeitstag, und in allen den fünf Jahren vorher hatte ihm dieser Tag die gleiche Sorge bei aller Freude bereitet. Damals, als er seine schwarzlockige Luise heiratete, war es geschehen, daß bei der frohen Tafel einer von den Kameraden ein paar Rechnungen auf den Tisch legte: „Da, Eberhardt! Ich hatte sie heute morgen abgefangen, aber es schadet dir wirklich ein bißchen Wermut in deinen süßen Hochzeitswein nicht, mein Junge. Das gleicht aus, und du wirst nicht zu übermütig dabei." — Dann war noch einer aufgestanden, hatte eine Rede auf die beiden verliebten Leute gehalten und ihnen gewünscht, daß sie an jedem Hochzeitstage so ein bißchen Salz an die Suppe kriegten. Das macht die Augen hell und bewahrt die Seelen vor Hoffart! — War es nicht eingetroffen, auf die Stunde? In jedem Jahre am Hochzeitstage war dem Leutnant Eberhardt etwas widerfahren, worüber er sich sehr ärgern, ein paarmal sogar recht grämen mußte. Dienstliches, von fremden Menschen. Wenn er sich dann ausgeärgert und ausgeschmollt hatte, wobei ihm die schwarzlockige Luise wacker half, dann nahm sie ihn in die Arme, und alles, alles war wieder gut, ja, noch schöner als zuvor.

Und heute war sie ja nicht bei ihm, war seit dem

zweiten August vor einem Jahre ihm fern, bei den Eltern in Berlin. Und er hatte sich bis jetzt so wacker gehalten, hatte treffliche, nützliche Flüge hinter sich gebracht ... hatte die dumme Sage vom Hochzeitstage längst vergessen ... Heute wachte sie wieder auf und jagte ihm einen leisen Schreck ein: Du wirst aufsteigen müssen, du wirst Pech haben ... Wer weiß ...? — Und die Luise — —!

„Na, Kleiner, Sie dichten wohl?" rief eine Stimme vom Unterstand ihn aus seinen Träumen. Der Rittmeister reckte sich unter der Tür. Noch ein paar Leutnants kamen heraus, rauchten und lachten.

„Feines Fliegerwetter heute. So stille, daß man glatt in der Luft hängen bleiben kann. Na, wer wohl das Glück und den Vorzug heute von uns hat ...? Da kommt die Ordonnanz schon ... kommt auf Sie, auf Sie zugeschritten, Kamerad Eberhardt!" Der Leutnant fühlte einen Herzschlag lang sein Blut heiß durch die Adern, zum Hirn strömen. Es kam ihn etwas wie Furcht an. Aber sofort hatte er sich wieder in der Gewalt und nahm mit fester Hand, lächelnd dem Soldaten den Befehlszettel ab.

„Aufklären über den englischen Stellungen. Bis zu zweihundert Kilometer Radius eigene Freiheit des Entschlusses zu nützlichen Unternehmungen wie gewohnt!" las er den andern vor, und seine Stimme schwankte, vor Freude.

„Donnerwetter!" lobte der Rittmeister. „Kamerad, Sie haben aber Glück heute!" Da wandte er sich um und sprach es aus: „Heute ist ja auch mein Hochzeitstag!"

Ging zum Flugzeugschuppen. „Famos, famos!" riefen ihm die Offiziere nach. „Wenn du wiederkommst, kriegst

du einen Strauß von uns. Und Bowle soll es geben, Bowle, Kerlchen. Beeil' dich!" Schnell schritt er dem Standplatz der abflugbereiten Apparate zu. In dem Reservelager, an dem der schmale Feldweg vorüberführte, wuschen und werkten die Soldaten, eine Gruppe sang: „Und der Hans schleicht umher . . . trübe Augen, blasse Wangen . . ." Von der Gegenseite antwortete im Wechselgesang ein anderer feldgrauer Chor: „Und die Liese bei der Türe . . . schwarzes Köpfchen, rote Schnüre . . ." Nun antworteten wieder die anderen im vollen Chore, und dann die drüben. Zuletzt sangen sie alle zusammen und schauten auf den Stock des Dirigenten, der breit und emsig mitten auf dem Wege stand: „Und 's ist alles, alles wieder gut!"

Eberhardt summte das Lied mit und sang es laut, als die Propeller losrasten, der Doppeldecker sich ratternd und fauchend von der Erde erhob, in die Wolken hinaufschwebte. Nun war er ja wieder in seinem Elemente.

Fest lag die Hand am Steuer. Hoch fuhren sie über Freunden und Feinden, Leutnant Eberhardt und Leutnant Schmidt, der eifrig in seine Karten einzeichnete und photographierte. Und unerreichbar von den Feindesgeschossen, erhaben wie ein Aar schwebte der Doppeldecker unter dem Himmel. Der kleinen weißen Wölkchen, die unter ihnen schwebten und platzten, Schrapnells streuten, ihrer lachten sie nur.

„Tiefer, tiefer!" mahnte der Fluggast, den Arm nach unten streckend; er konnte aus so großen Höhen seine Aufgabe nicht mehr erfüllen. Und ein paar Bomben wollten sie ja doch auch abwerfen. Deshalb hieß es jetzt, ziemlich tief herabgehen.

Hei, wie pfiff das bald um die beiden und klatschte wie harte Regentropfen, wie Hagelkörner auf die Tragdecken auf. Sie hörten es durch den Motorlärm hindurch. Unten lagen die englischen Stellungen, die Gräben in langer, festbewehrter Reihe, weiter hinten winkten die Depots, zogen Marschkolonnen heran. Keck steuerte Eberhardt auf sie zu, und Leutnant Schmidt warf seine Bomben ab. Den Erfolg zu sehen, konnten sie nicht abwarten, denn es setzte eine so stürmische Beschießung ein, daß Eberhardt sofort in breiter Runde höher ging. Aber bald hatte man sich auf sie eingeschossen. Häufiger und dichter flogen die Kugeln an den beiden wackeren Fliegern vorüber.

Eberhardt versuchte einen Zickzackflug. Das hieß mit allen Nerven und Fibern auf die Maschine achten. Er spürte es kaum, daß ihn eine Kugel am Arme traf, sah nur Blut aus der Ledermanschette auf die Steuerung tropfen.

Und sah den Kameraden, mitten im Photographieren, sich vornüberbeugen, als schlafe er plötzlich ein.

Da riß er das Steuer zum jähen Höhenflug und rief und schrie in das Lärmen des Motors: „Schmidt, lieber Schmidt!"

Leutnant Schmidt gab keine Antwort mehr. Und Leutnant Eberhardt fuhr mit dem toten Kameraden im stärksten Feuer heim.

Mählich hörte auch das Schießen auf. Er blickte über den Bordrand hinab, sich zu orientieren, sah Gräben, Wälder, Verhaue, Höhen, Straßen . . . und keine Menschen, keine Truppen. Viele weiße Wölkchen blitzten an den Grabenrändern auf, hüben und drüben, sonst war alles

starr und unbeweglich auf dem riesengroßen Schlachtfelde da unten.

Sein Auge suchte und suchte. Fand nicht heraus, wer der Bruder und wer der Feind war in den Gräben hüben und drüben. Er ging tiefer, sich zu vergewissern. Kein Schuß zielte zu ihm herauf. Also war er über den eigenen Fronten, wenn er geradeaus hielt. Da fiel ihm ein, daß die Feinde sich dieser List schon ein paarmal gegen abgekommene deutsche Flieger bedient hatten. Sie schossen nicht auf ihn, ließen ihn landen, während sie sich mäuschenstill verhielten. Und dann nahmen sie ihn samt Karten und Befehlen fest.

Das auf keinen Fall! Lieber zehn Stunden in der Luft und warten, bis der Feind sich als solcher zu erkennen gibt.

Aber er hatte doch einen toten Kameraden an Bord! — Scheu blickte Eberhardt an der zusammengesunkenen Leiche vorüber. Sein Auge suchte den Kompaß. Und sah mit jähem Schreck das Kompaßgehäuse leer. Es war leergeschossen, das Zifferblatt in tausend Trümmern, die Nadel verschwunden . . .

Nach der Sonne schaute der Flieger aus und verzweifelte fast, denn er ward inne, daß er bei den Runden, der Beschießung sicher zu entgehen, die Richtung auf die deutschen Linien, seine Orientierung aus der Luft herab, gänzlich verloren hatte.

Erschreckt sann er in das Buttern und Surren der Maschine hinein, peinigte sein Hirn um einen Ausweg. Fühlte dabei, wie der verwundete Arm ihm schwer auf dem Steuer lag und eine bleierne Müdigkeit wie eine Mauer um seine Stirne stand. Das war der unbeachtete

Blutverlust. Wirklich, auf seinem Ledermantel floß ein breites Rinnsal in das Boot hinab, stand dort wie ein kleiner roter Bach und vereinigte sich mit der roten Lebensflut, die dem Herzen des toten Kameraden entflossen war. Wie Rosen war es gegen die Bordwand gespritzt und erglänzte im Sonnenlichte tief und schwer.

Rosen! Da dachte Leutnant Eberhardt an seinen Hochzeitstag. Und wieder hing sein Blick wehmütig an dem toten Kameraden. Der hatte auch eine liebe schöne Frau daheim . . . ob ihre Seele diese Stunde ahnte? —

Er achtete es kaum, daß der Motor plötzlich aussetzte, zornig und unruhig vor ihm fauchte.

Nun schrak er auf vor der Totenstille, die um ihn war. Riß die Hebel zum Gleitflug und starrte auf den Benzinstandszeiger.

Leer! Ein Loch hatten ihm die Feinde in den Tank geschossen, der kostbare Brennstoff war heimlich und ungenützt verronnen. Nun hieß es herunter aus den Höhen, landen, gleichviel wo . . .

In breiter Windung glitt er langsam ab, lauschte in die Stille der Gräben unter ihm, spähte auf ein Zeichen, auf einen einzigen Mann, der ihm zeigte, wo die Deutschen ständen in diesem Gewirr der Gräben hin und her . . . Da huschten sie wie Maulwürfe herum . . . Die eigenen wußten ihn sicher und achteten des Fliegers nicht. Du lieber Gott, ein heimkehrender Flieger . . . das geschah alle Stunden . . . Und die Feinde lauerten stumm, wo und wann sein ungewisser Flug, sein zögernder Abstieg ende.

Eine Rakete abschießen, bunte Kugeln werfen, das durfte er jetzt nicht, sonst wurden sie auffässig, und es war

alles verloren. Und wie sie seine Bomben fürchteten; alles hatte sich in die Unterstände verkrochen. Wenn er nur erst über den Gräben dort vorn war, dort lagen gewiß die Deutschen. —

Nur ein paar hundert Meter tief überrundete er die Gräben vorn. Da waren auch diese augenblicks leer. Waren es nun feindliche oder fürchtete man bei den Deutschen, die eisernen Kreuze auf den Flugzeugdecken seien gefälscht, er sei ein Feind?

Ja, warum schoß denn niemand auf ihn? —

Ratternd kam ihm die Antwort hoch aus den Höhen über ihm. Ein Feind, ein Flieger! Über ihm! Im Gleitflug hatte er sich herangeschlichen. Jetzt sprang sein Motor an. Nun war der Tod dem armen Leutnant Eberhardt sicher. Er biß die Zähne aufeinander, mit letzter Kraft riß er das Steuer hoch, dem Stoßvogel über ihm zu entgehen. Holte zur letzten Runde aus.

Nun, lieber Gott, gib mir ein Zeichen, daß du mich lieb hast. Heute!

Über ihm der Motor des Feindes verstummte. Und unter ihm aus den Gräben, aus den stillen Gräben, scholl es herauf:

Weh, daß wir scheiden müssen!
Laß dich noch einmal küssen;
Ich muß an Kaisers Seiten
Ins falsche Welschland reiten . . .

Tränen in den Augen biß Leutnant Eberhardt die Zähne zusammen. Das Herz klopfte ihm laut in der Brust. Die Brüder, die Brüder! Schluchzend, jubelnd hallte das Lied unter dem Himmel. Ein deutsches Lied vom Scheiden und Meiden . . .

Nun riß er sein Flugzeug weit herum und herunter, mitten hinein in das Singen der Soldaten.

Und augenblicks flammte es aus den Abwehrkanonen gegen den Feind herauf. Gerettet!

Er landete, und sie hoben leise den toten Offizier vom Sitze, die Kameraden. „Was war denn das für eine Fahrerei heute, Eberhardt?“ fragte teilnehmend der Rittmeister und drückte ihm die Hand.

„Mit einem Male war alles wie verhext um einen. Ich kann es mir nicht erklären, daß auch niemand geschossen hat.“

„Weil Sie immer den Feind ganz nahe hinter sich hatten. Ja, einen schneidigen Flieger sogar. Na, unsere Leute haben ihn eben doch noch lahmgeschossen. Der Kerl war wie ein Geier hinter Ihnen her, so daß wir und die drüben nichts machen konnten als abwarten.“

Verlassen und vergessen stand die Bowle. Eberhardt trank hastig ein Glas. „Kinder, wenn ihr mir heute eine Freude, eine große Freude machen wollt, — — schickt die Bowle, die ganze Bowle, bitte, dem Sängerchor, der heute morgen hier in Reserve war und so schön sang. Er hat mich vom Tode gerettet, ganz allein der gute feldgraue Chor. Ich glaube, es waren Leute von den . . . ern. Morgen will ich sie selber besuchen, meine Retter.“

Und hielt dem Stabsarzt den blutigen Arm hin.

Elfriede

Nun klangen die Glöckchen über Julius Markgrafs Tür wiederum hell und froh in der getäfelten, dämmernden Halle. Wie selten sonst war dieser fröhliche Vierklang durch die ehrwürdige Diele gegangen, den alten, weltfremden Junggesellen von seinen Büchern in den stillen Stuben, von all den blühenden Blumen und prangenden Bäumen im Garten zur Tür zu rufen: Es ist einer da und will dich! Der kleine, ein wenig verwachsene Mann mit dem stolzen weißen Schnurrbart und dem herrischen Kopfe, auf dem es wie frischer Schnee lag, hatte immer ein eingezogenes Leben geführt. Alle kannten und achteten ihn im Dorfe, weil er reich und klug, von seltener Güte war, aber man sah ihn nicht oft. Niemals hatte er Besuch empfangen.

Als der Krieg ausbrach und die Stimmen nach treuen Helfern für die Not der Zeit laut wurden, hatte man ihn nicht lange zu rufen brauchen. Julius Markgraf gab ohne Zögern alles, worum man ihn bat. Er trat in den Ausschuß der Kriegsfürsorge ein und führte gewissenhaft das Protokoll der Sitzungen, nahm alle geschäftlichen Verrichtungen auf sich. So hatte er im harten Winter den Armen Kohlen zugeteilt und Kartoffeln ausgewogen, viele Pakete mit Wollsachen ins Feld fertiggemacht und war auch an diesem lichten Sommermorgen beschäftigt, kleine Päckchen an die Lieben und Tapferen draußen zu füllen und zu verschnüren. Treue Frauenhände halfen ihm,

schnelle schlanke Frauenfinger und langsam bedächtige, ein wenig zitternde, streichelnde Greisenhände. Es war ein emsiges Schaffen und ein schweres Schweigen auf der Diele Julius Markgrafs. Nur die Kartondeckel und die Papierblätter raschelten hin und wieder. Schnurrend glitt der Bindfaden von der Rolle.

In diese Stille rief die Glocke. Erstaunt blickten die Frauen auf und sahen sich an. Wer zu Julius Markgraf wollte, wußte doch den Weg über den Pächterhof und dann durch das hölzerne Gartentor. Wieviel Herzen auch ihre Liebe und ihre Not zu jetziger Zeit in das Haus Markgrafs trugen, noch keine Hand der Heimischen zog je den Glockenstrang an der Straßentür. So schauten sie lauschend auf ihn, der sich staunend erhoben hatte. Es ging noch ein stiller Nachklang des hellen Viertons unter der getäfelten Balkendecke.

„Bitte einzutreten!" rief Julius Markgraf gegen die hohe dunkle Eichentür und tat einen Schritt vor.

Da taten sich die Flügel weit auf, und es wurde hell, strahlend hell in der dämmernden, niederen Halle. Im Sonnenschein stand, licht wie ein Engel, ein Mädchen mit weißen Kleidern auf der Schwelle, eine hohe und volle Gestalt. Der breitrandige schlichte Hut schattete ein zartes, engelgutes Gesicht und vermochte die breiten, braunen Haarflechten kaum zu verbergen, die quellend hervordrängten.

„Guten Tag, Julius Markgraf!" rief das Mädchen von der Schwelle in den Raum, daß es fröhlich hallte.

Und die Frauen am Tische, mit müßigen Händen, starrten die seltsame Erscheinung an, hätten sie für einen Engel vom Himmel gehalten, wäre der Gast nicht mit

einer braunledernen Reisetasche gekommen. Und mit einem breiten, schwarzen Gürtel, der sich schwer über das leichte weiße Kleid des Mädchens hinzog, mahnend, daß auch seine Trägerin vom Tode Leids erfahren hatte, der seit einem langen, unermeßlich harten Jahre an Deutschlands Grenzen, von des Landes Söhnen Opfer über Opfer forderte.

Krieg und Tod! Man hätte beide Würger beim Anblick dieses lieblichen Mädchens vergessen können. — Seufzend blickten die Frauen wieder auf ihre Hände und schnürten, wickelten an den Päckchen für ihre fernen Männer, Brüder und Söhne. Julius Markgraf trat nun vollends vor den fremden, jugendlichen Gast und neigte seinen kurzen, verwachsenen Rücken ein wenig. In seinen Augen stand, indes er sich verbeugte, ein Staunen und Fragen. Das Mädchen auf der Schwelle setzte den Fuß ins Zimmer, langsam wie tastend. Und dann tat sie noch einen Schritt . . . Dabei neigte sie sich mit dem Kopfe und ganzen Leibe zur Rechten, richtete sich ruckhaft wieder auf — — Erschreckt standen die Frauen und starrten auf das schöne Mädchen.

Einen Schritt um den andern mit dem Leibe nach rechts geneigt, sich immer wieder aufrichtend, wenn der linke Fuß vortrat, kam das junge Weib, von den Frauen mit heißen, mitleidvollen Blicken umfangen, nun vollends an den Tisch.

Julius Markgraf stand, aufs höchste betroffen, hinter ihr. In seinem Herzen, allem Schönen und Lieblichen zugetan, war ein schmerzvolles Erschrecken und Klagen, daß diese unvermutete Erscheinung, ein Abbild des Glückes und Friedens, sich auf seiner Schwelle so jäh zu dem be-

jammernswerten Beispiel zerbrochener Jugend und Schönheit, zu einem Krüppel hatte wandeln müssen. Und der verwachsene Mann, mit heimlicher Wehmut allem Schönen und Hohen, Reinen inbrünstig anhangend, fühlte eine Bitterkeit gegen das Schicksal, wie ein Schleier legte es sich über seine Augen. Die Frauen beim ersten Anblick des fremden Mädchens in einem ungewissen Wähnen, als trete da vor ihnen der Friede, der ach so lang ersehnte Friede über die Schwelle, sie sahen erschreckt und erschüttert das Grauen des Krieges, das Elend der lahmgeschossenen Krüppel in diesem fremden Wesen, das die lachenden Zeichen der Jugend wie eine Maske unter sie trug. Sie dachten an die Männer im Felde, alles Elend des einen, endlosen Kriegsjahres war wach in ihnen und schrie durch ihre Seelen, daß sie erschauerten.

„Der liebe Vetter Julius will mich noch immer nicht kennen —?“

Ein wenig verlegen vor scheuen Frauenblicken, schob das Mädchen sacht die Paketchen auf dem Tische zusammen, Platz für ihre Handtasche zu schaffen. Sie tat es mit zarten Händen und führte ihre Finger wie ein Streicheln über die braunen, verschnürten Kästchen hin. Da wurden auch die Frauenblicke wieder weich und warm, umfingen mit aufquellender Zärtlichkeit die Fremde. Ganz Jugend und Schönheit, Güte stand sie aufgeweckt an dem Gabentische. In den Frauenherzen war ihre Krüppelhaftigkeit vergessen, die sie, wie ein grausames Geschenk, von allen Reizen der Jugend verhüllt in das Haus des versonnenen Krüppels getragen hatte.

Nun legte sich eine Hand auf ihren Arm, eine feste, treue Männerhand, und hinter ihr sprach eine Männer-

stimme, von Überraschung und Freude verdunkelt, in einem unverhofften Glücke schwingend:

„Du bist Elfriede — —!"

Sie wandte sich herum und streckte ihm beide Hände hin, die er herzlich ergriff.

„Ja, ich bin Elfriede Markgraf. Mein einziglieber Vater ist nun doch in der Gefangenschaft gestorben. Da habe ich sein Testament öffnen lassen. Es enthielt nur einen letzten lieben Rat: Elfriede, wenn ich gestorben bin, warte ein paar Monate, dich zu besinnen und zurechtzufinden. Dann suche deinen ältesten Vetter unserer Familie auf, Julius Markgraf; er ist ein treuer Mann und wird dir ein zweiter Vater sein wollen. —

Da bin ich nun und bringe mich Unbekannte dir als meines Vaters, des lieben, lieben Vaters letzten Gruß —" klang ihre Stimme dunkel, umflort aus.

Er hielt ihre Hände und sah die neugewonnene, liebenswerte Base sinnend, traurig an.

„Der gute Onkel Oberst also auch tot — — — Gleich zu Anfang des Krieges las ich von ihm und seinem tapferen Regimente, später, daß er in Gefangenschaft geraten sei — — — Der Gute! Er ist der einzige von der ganzen Markgraf-Familie gewesen, der damals zu mir gehalten hat. Und später . . . Als er sich verheiratet hatte, verlor man sich aus den Augen . . .

Nun bist du schon so groß, Elfriede! Ich habe das erste- und wohl auch das letztemal von dir gehört, als du geboren warst. Aber vorhin — — da, auf der Schwelle — — ich wußte im Augenblick: Das ist Elfriede! — Wer sollte mich sonst auch als Vetter ansprechen und aufsuchen — —

Nun sei mir herzlich, herzlich willkommen!"

Er hielt sie noch immer an den Händen, wandte sich jetzt dem Tische zu.

„Meine Damen, Sie haben gehört — — — ich freue mich so — — —"

Da streckten sie alle Elfriede die Hände hin und nahmen zu dieser Stunde die Vaterlose, Heimatsuchende in ihre Herzen auf. Wollten ihre Päckchen zusammenschieben, die beiden Markgrafs allein zu lassen, aber Elfriede wehrte ihnen mit herzlichem Drängen. Den Strohhut nahm sie von den braunen Flechten und reichte ihn Julius, fuhr sich mit schnellen, sichernden Griffen übers Haar. Dann half sie packen und binden, während Julius Markgraf ihr einen Stuhl herzutrug, ein Glas Limonade bereitete und mit eifrigen Verrichtungen und herzlichem Zureden seinen neuen Hausgenossen bediente. Dabei stellte er Elfriede die Frauen aus dem Dorfe vor, die Frau Patronin, Frau Pastor, Lehrer. Der immer stille Mann wurde gesprächig, erzählte von der Kriegsfürsorge, vom Dorfe und den bereits Gefallenen.

Er stand am Tische und blickte auf Elfriede, die wie eine lichte Wolke unter den Frauen war. In seinen Augen stand ein weiches, glückliches Scheinen.

„Die Päckchen müssen erst fertig allesamt", mahnte Elfriede, als die Frauen wiederum aufbrechen wollten. „Keiner soll um meinetwillen eine Stunde länger warten müssen. Wie schön muß das sein: Im Kriege Gaben aus der Heimat, aus lieben Händen zu empfangen. — Ach, ich habe meinem Vater niemals etwas schicken können. Nach Wochen kam immer alles zurück, verstümmelt. Das tut weh! —"

Weinend hielt sie inne. Ihre Tränen tropften auf die kleinen Gaben und funkelten auf.

„Liebes Fräulein, Sie müssen sich jetzt ausruhen", erhob sich die Frau Pastor und legte zärtlich den Arm um sie. „Die Reise war gewiß weit — — — Auch nicht immer daran denken — —! Sie traten doch so fröhlich hier ein, liebes Kind."

„Nicht daran denken! Kann man denn das? Habe doch den einen, einzigen Menschen nur gehabt, meinen Vater. Er starb unter fremden Menschen als ein Feind und Gefangener. Immer muß ich mir das Furchtbare ausmalen — — —"

Die Frauen gingen bekümmert. Elfriede saß und starrte seufzend vor sich hin. Leise ging Julius Markgraf hin und wieder, häufte die Liebesgabenpäckchen in einem Korbe, trug sie beiseite und richtete einen Imbiß für seine Base an.

Da kam sie hinkend hinter ihm hergegangen in die kleine bescheidene Küche.

„Julius, du bist so gut. Warum haben wir uns niemals früher gesehen? Mein Vater hat auch kaum einmal von dir gesprochen und hat mich doch an dich, allein an dich verwiesen — —"

Er nickte still. Führte sie an den Tisch und saß ihr gegenüber. Wein goß er in die Gläser und hob das seine.

„Dem Andenken deines Vaters, Elfriede!"

Schweigend tat sie ihm Bescheid. Der Wein in den Römern funkelte wie ein Verheißen.

„Ich will dir jetzt einmal etwas sagen, Elfriede, wie das alles gekommen ist — —" faltete er die Hände um den Kelch des Glases und sah sie offen an.

„Dein Vater und ich waren im fast gleichen Alter und selten vertrugen sich Onkel und Neffe so gut. Als er in den achtziger Jahren beim Militär eintrat — sein höchster Traum, denn im Volke war ja überall ein stolzes Glücks- und Kraftgefühl von den Siebziger Siegen her — damals wollte ich auch einem seligen Traume leben und Maler werden. Da war auch ein Mädchen, das ich liebte. Sie haben mich alle verlacht und unter die Kaufleute gesteckt. Am meisten hat die über mich gespottet, die ich — — — Lassen wir das, Elfriede! Aber eines sollst du wissen: Dein Vater hat zu mir gehalten. Immer, und das habe und will ich ihm nie vergessen."

„Und meine Mutter —?"

Er wich ihrem forschenden Blicke aus.

„Sag, Julius — — —?"

„Ja, sie war jene, die meine schwärmerische Jugend so unaufhörlich verehrt hatte. Wurde die Frau Premierleutnant. Sie ist ja dann früh gestorben. Damals, als du geboren warst, schrieb mir dein Vater: Elfriede soll das Kind heißen und soll einmal den Frieden bringen für dich und die Markgrafen alle.

Das habe ich nicht vergessen, Elfriede. Es hat sich ja auch so ziemlich erfüllt. Und nun bist du hier, willst bei mir bleiben. Komm, laß dir mein Besitztum zeigen."

Sie schritten langsam hinaus in den blühenden Garten, die beiden Krüppel. Liebevoll stützte der fünfzigjährige Bucklige das schöne hinkende Mädchen von zwanzig Lenzen.

Um sie war rings ein farbiges Prangen, auf allen Beeten, allen Blumenstöcken und Bäumen. Durch das bunte, durchsonnte Duften zogen summende Bienen,

gaukelten Schmetterlinge. Und hoch über dem Sommergarten schwebte eine jubelnde Lerche. Höher, immer höher, himmelan.

Die beiden Menschen wandelten langsam abwärts in den Wiesengarten, sahen den Fluß silbern durch die Weiden blicken und blieben stehen, dem weihevollen Sommerfrieden lauschend.

Nahe bei ihnen lag ein großer, ungefüger Stein im Schatten der alten, verkrüppelten Weiden.

„Das gäbe wohl einmal einen Gedenkstein an den Krieg — —", zeigte Julius Markgraf hinüber.

Elfriede erschauerte. „Der furchtbare, entsetzliche Krieg! Manchmal vergißt man ihn beinahe auf eine kleine Weile, glaubt, die Welt wäre wie immer — —. Und dann ist das Erinnern wieder da, spricht uns aus allem an.

Wer kann noch eine Freude empfinden jetzt? Und Freude worüber —?"

Julius Markgraf führte sie weiter und sprach an ihrer Seite.

„Hart wird der Mensch und sieht schärfer in die Dinge durch den Krieg. Auch wir Daheimgebliebenen sind wohl nicht umsonst in die Schule des Krieges gegangen. Was stürmt schon morgens beim Zeitunglesen alles auf uns ein! —

Ich glaube, Elfriede, daß nicht bloß die Nächstenliebe, sondern alle unsere Empfindungen durch den Krieg geweckter und wahrhaftiger geworden sind. Bei allen Menschen — — — Jetzt spotten sie nicht mehr über einen Verwachsenen, Verkrüppelten — — — weil sie alle zittern, die Kriegswoge wirft ihnen selber den liebsten

Menschen, den sie haben, eines Tags als Einarmigen oder Hinkenden zerschossen an den Strand. Und das Hoffen, Elfriede, ist so klein, das Hangen und Bangen um ein liebes Menschenleben da draußen in den Schlachten ist so groß und grenzenlos, daß sie alle bitten und beten: Laß ihn wiederkommen, lieber Gott, und käme er mir auch als der unglückseligste Krüppel . . . nur laß ihn uns heimkehren!" —

„Aber die Toten, die da draußen sterben, sind uns bei aller Trauer so wesenlos, fast ohne Laut hinweggenommen. Mir ist manchmal, als entschwände des Vaters teure Gestalt, sein Gesicht meinem Erinnern . . . Weil ich ihn nicht habe sterben gesehen — — —"

Julius Markgraf führte sie die kleine aufgeschüttete Höhe am Ufer hinan, wo ein schlichtes Blockhaus weit über Wasser und Wiesen schaute.

„Wir müssen immer mehr lernen, die Körperlichkeit von unserem Erinnern abzustreifen. Dann stehen uns alle, auch die Gestorbenen greifbar nahe.

Sieh, Elfriede, Menschenkindern wie uns, von der Natur ein bißchen stiefmütterlich behandelt, kann es doch nicht schwer fallen, den sterblichen Leib geringer zu achten als das Geistige. So wird dir auch dein Vater immer nahe und unvergeßbar sein."

Sie traten in das kühle und dämmerige Häuschen. Er stieß einen Fensterladen auf, und das helle Licht des Sommertages draußen flutete in den schlichten, behaglichen Raum.

„Hier träume und sinne ich gern . . .", schaute Julius Markgraf nachdenklich ins Ferne.

Elfriede war zur Wand getreten und blickte lange auf

ein großes Bild, das sie mit seinen leuchtenden Farben angelockt hatte. Es zeigte eine üppig blühende Frühlingspracht, Bäume mit weißer und rosiger tausendfacher Blütenzier auf grüner Wiese, die blaue Wasser still durchzogen. Dahinter ragte dunkler Hochwald wie ein strenges Mahnen auf, und ganz fern und hoch im Bilde grüßten schneebedeckte, sonnenumglühte Berggipfel wie eine Verheißung. Aber ganz vorn und klein im unteren Winkelfeld des Bildes sah man dunkle Schatten, gebeugte Menschen bei den weißleuchtenden Kreuzen eines Kirchhofs, ein offenes Grab, bei dem ein Priester betete. Chorknaben hielten hocherhoben das Kreuz des Heiles. Frauen knieten weinend. Nur eine Frau stand, vom Schmerze erstarrt, vom Schicksal zerbrochen, wie trotzend bei dem Grabe, die Hände mehr geballt als gefaltet. Neben ihr ein Knabe mit hellem Schopfe blickte beiseite aus dem Bild heraus, als schaute er belustigt dem Maler zu. Noch eine Frau, ganz nahe dem Begräbnis, stand an einem weißen Stein und weinte still in sich hinein; die frischen Narben ihres kaum verwundenen Schmerzes waren wiederum aufgebrochen . . .

Und über allem blühender Frühling, der so jubelnd aus dem Bilde herausdrängte, daß man des Begräbnisses im Frühling nicht einmal recht inne wurde, wie oft auch die Blicke zurückkehrten zu den dunklen, trauernden Schatten.

Wortlos stand das Mädchen vor dem seltsamen Bilde, folgte dem Mann auf die Schwelle und schritt neben ihm wieder durch den satten, wogenden Wiesengrund, durch den blühenden, duftenden Garten. Sie fühlte ihren eigenen, gelähmten Schritt nicht mehr, wollte an den Krieg

und Tod, an den Vater denken und konnte doch sein Bild, seine Züge im Erinnern nicht zusammenbringen. Sie schaute in das Blühen und hörte seine Stimme: Julius Markgraf — — — er ist ein treuer Mann und wird dir ein zweiter Vater sein wollen. — —

Sie sah ihn ein paar Schritte vor sich gehen, langsam und versonnen. Und wurde seines Gespräches wieder inne, daß es ihre Mutter gewesen war, die diesem Mann in seinen jungen Jahren so bitter weh getan hatte.

Er wandte sich um. Froh und leuchtend war sein Blick. Da schlug Elfriede beschämt die Augen vor ihm nieder.

* * *

Elfriede half der Wirtschafterin beim Einkochen, als Julius Markgraf mit der frohen Botschaft heimkehrte aus der Fürsorge-Sitzung: Wir kriegen genesende Soldaten ins Dorf und Quartier. Endlich! Sie sind schon unterwegs, kommen schon bald auf dem Bahnhof an. — —

Er machte sich mit fröhlicher Hast auf den Weg, die Tapferen mit einzuholen, nach denen man sich so lange schon umgetan hatte. Es war sein Herzenswunsch gewesen, für die ganze Kriegsdauer immer einen oder zwei genesende, ausruhende Krieger unter seinem Dache zu wissen, ihnen alle erdenkliche Liebe anzutun, war es ihm doch, als bezahle er damit einen geringen Zoll wenigstens der übergroßen Dankbarkeit, die alle Deutschen daheim den Tausenden pflichttreuen, tapferen Opferern auf dem Schlachtfelde schuldig waren. Als er von dem verwüsteten Ostpreußen las, war es fester Entschluß in Julius Markgraf geworden und mit einer vor Bewegung zitternden

Stimme hatte er seine Bitte im Ausschuß vorgetragen: Unsere blühende, glückliche Heimat! — Lassen Sie uns um Soldaten, um verwundete, arme Krieger bitten, die unsere Gäste, liebe Hausfreunde sein sollen.

Und hatte Blumen und Geld heimlich jede Woche ins Ostpreußische geschickt.

Auch Elfriede fühlte ihr Herz höher schlagen. Soldaten, die den Tod gesehen hatten, kamen ins Dorf, Männer, die ihrem eigenen Tode nahe gewesen waren, würden mit am Tische sitzen und erzählen, wieviel Mut und Opfer, wieviel Blut und Treue das Vaterland forderte.

Elfriede trat in den Garten hinaus, Rosen zu schneiden, dem tapferen Gaste zum Willkommen. An den Spalieren wanderte sie herum und erstieg die Leiter. Stand zwischen lauter blühenden, duftenden Rosen, die einen so berauschenden Odem hatten, daß dem Mädchen das Herz davon schwer und traurig wurde.

Sie dachte an einen Fähnrich in des Vaters Regiment. Der junge Mensch hatte ihr einmal Rosen geschenkt, rote Rosen, und so lange mit ihr geplaudert. Der kluge Junge war auch schon bald in den ersten Gefechten gefallen. Dankbar dachte sie an ihn; es hatten sich ja so selten Menschen um sie gekümmert, um ein lahmes Mädchen — — —

Daß doch auf dem Fähnrichsgrab in Polen Rosen, rote Rosen blühten!

„Guten Tag, mit Verlaub!" rief unversehens eine feste Männerstimme gegen das bunte Spalier.

Erschreckt duckte sich Elfriede zwischen den Ranken und Zweigen. Ein Soldat! Einer im feldgrauen Ehrenkleid stand unter den Bäumen und winkte zu ihr herauf.

„Ich habe Sie wohl entdeckt, mein schönes Fräulein. — Verzeihen Sie, aber es hörte niemand als ich eintrat. Uns ist gesagt, wir könnten Quartier nehmen, wo es uns gefiele. Nun, mich hat das alte Haus mitten in dem Blumenblühen so sehr angelockt, daß ich eingetreten bin. Das ist ja wie ein Paradies!"

Er stand bewundernd, wandte sich zur Seite. Da sah Elfriede, daß er einarmig war; der linke Rockärmel hing leer, untergesteckt, von seiner Schulter.

Erschrocken, mit großen Augen starrte sie ihn an. Sah in ein fröhliches, offenes Männergesicht, in ein paar blitzende Augen.

Der Soldat hob die rechte Hand, bittend.

„So! Bleiben Sie so stehen, wenn ich bitten darf. Die Beleuchtung ist wundervoll. Da, die Lichter auf Ihrem Haar. Und das weiße Kleid ist ganz Reflex. Wenn ich meine Sachen schon hier hätte, könnte man gleich eine Farbenskizze — — —

Glauben Sie denn, mein Fräulein, daß diese Farbenstimmung, dieses wunderbare Zusammentreffen von Formen und Ideen, dieses Licht morgen oder übermorgen noch einmal wiederkommt? —"

Elfriede stand unbeweglich oben in den Rosen. Sie nickte nur leicht.

„Mein Vetter hat mich auch schon oft auf solche Stimmungen hier aufmerksam gemacht. Ich glaube also doch —

Daß Sie Maler sind, wird ihn aufrichtig freuen; er hat selber einmal einer werden wollen und sehr viel dafür übrig."

Des Malers Augen tranken immer noch das Bild.

„Vortrefflich! Aber bitte jetzt bewegen Sie sich nur

wieder, mein Fräulein. Ich heiße Eckart Römer und bin aus Danzig. Ersatzreservist."

„Elfriede Markgraf. Mein Vater ist verwundet, gefangen worden und dann gestorben. Er war Oberst in Königsberg."

Der Soldat stand stramm. Er war ein wenig verwirrt.

„Aber gehen Sie bitte nur hinein ins Haus und ruhen Sie sich aus. Ich komme sofort. Und mein Vetter, der zum Bahnhof gegangen ist, wird auch bald zurück sein."
Zögernd stand Elfriede auf der Leiter hinter dem hohen Rosenspalier.

„Darf ich dem gnädigen Fräulein behilflich sein?" wollte Römer zuspringen.

„Bitte, nein!" wehrte Elfriede ihm und rührte sich kaum. „Ich komme dann nachher schon."

Er ging und sie blickte ihm nach, wartend. Ein paarmal sah er sich noch um, blieb auf der Verandatreppe stehen und rief, die Augen mit der Hand schattend: „Das ist ein wunderschönes Bild. Wunderschön!" Dann trat er ins Haus.

Elfriede stand noch zaudernd auf der Leiter. Um alles in der Welt hätte sie jetzt nicht vor ihm dahinhinken, nicht den Augen dieses schönheitstrunkenen Malers ihr Gehen zeigen mögen. Sie fühlte förmlich, welche Schmerzen es seinem Formensinn bereiten würde.

Und während sie dann, die duftenden Lasten der Rosen in den Armen, zaghaft unter den Bäumen auf das Haus zuschritt, wurde sie ihr eigenes, häßliches Gebrechen zum ersten Male so recht gewahr.

Sie sah die beiden Männer — Julius Markgraf und

Eckart Römer waren schnell Freunde geworden — erst bei Tische wieder. Man speiste in der dämmerigen Halle, die von blühenden Rosen prangte und duftete.

Hinter dem Tische stehend, erwartete Elfriede die Herren, reichte ihnen die Hände herüber und lud sie herzlich zum Mahle.

Markgraf und Römer sprachen mit Wehmut und Groll von dem schönen, treulosen Italien.

„Wir Deutsche haben zu viel an fremden Altären geopfert. Mein Vater sagte das oft, wenn er das vergessene Preußen bedauerte."

Römer sah das Mädchen mit großen Augen an.

„Wie recht hat Ihr Herr Vater damit gehabt! Ich bin auch so ein Treuloser gewesen; sechs ganze Jahre war ich in Italien. Ach, wenn ich jetzt noch meine zwei Arme statt des einen hätte, ginge ich zum siebenten Male hin, mit dem Säbel gutzumachen, was wir an unserer Heimat vergaßen. Die gute deutsche Erde, sie trägt und nährt uns alle so treu. Sie ist doch das Einzige und Ewige, woran alle Falschheit und Feindschaft zuschanden werden muß.

Das Zuhause! Herr und Fräulein Markgraf, als ich heute hier bei Ihnen eintrat, klang es mir wie von unsichtbaren, himmlischen Glocken entgegen: Heimat! Heimat!" —

Er blickte bewegt in sein Glas.

„Da haben Sie im Kriege neben vielem Harten und Grausigen auch manches schöne malerische Bild gesehen?" fragte Julius Markgraf ablenkend.

„Welche Farben!" schwärmte Römer. „Zuletzt war ich noch in den Karpathen mit. Da hat es mich oft angemutet wie Wallensteins Lager. Kroaten, Ruthenen,

Ungarn und Böhmen, Badenser, Sachsen und Pommern. Auch der Landschafter kann sich an solchen Köpfen ja fast nicht sattsehen.

Später im Lazarett habe ich dann den ‚Wallenstein' auch noch in die Hand gekriegt, mich zwei-, dreimal daran satt gelesen. Wenn es der deutschen Welt nur nicht wie damals ergeht! — Nur keinen langen Krieg mehr! So lange einer draußen in der Front steht, denkt er daran zuletzt; er lebt von heute auf morgen und nimmt jeden Tag als ein neues Geschenk hin. Aber auf dem Krankenbett, in den vielen müßigen Stunden und Tagen . . . da kommen die Grillen."

Die beiden Männer gerieten in ein politisches Gespräch. Elfriede saß aufmerksam dabei. Ein paarmal blickte Julius Markgraf verwundert auf sie. Aber sie bemerkte es nicht, lauschte den klugen Worten des einarmigen Soldaten.

Julius Markgraf wurde abgerufen und kam nicht zurück. Nun saßen sie beide in ernsten Gesprächen bei Tische. Bis es dunkelte. Elfriede zögerte, sich zu erheben. Sie wurde unruhig unter den bewundernden Blicken des Mannes, der mit Maleraugen unverhohlen ihrer Schönheit, dem Reiz der abendlichen, stimmungsvollen Stunde huldigte.

Endlich erhob sie sich und verabschiedete ihn. Stand wartend, bis er die Diele verlassen hatte und unter seinem festen Tritt die Treppenstufen knarrten.

Verwundert über die große Förmlichkeit, mit der das schöne Mädchen ihn jedesmal gehen hieß, trat er in sein Zimmer. An das Fenster gelehnt, blickte er über den Fluß und die Aue hinaus, den stillen Abend zu genießen. Das Gespräch bei Tische beschäftigte ihn noch.

Unten knirschte leise der Kies in den Gartenwegen, die hell aus dem Dämmern und Blühen heraufschimmerten. Eine lichte Gestalt bewegte sich unter den Bäumen. Jetzt tauchte sie in den Lichtschein der hellen Fenster. Eckart Römer sah die braunen Flechten Elfriedens dunkel aufleuchten. Das Bild bei seinem Eintritt stand wieder vor seinem inneren Auge.

Da schritt sie weiter, nun sah er sie hinken, schwer gebeugt bei jedem Schritte, den ihr rechter Fuß tat.

Wie ein jäher Schmerz riß es ihm durch die Brust. Alle frohen Bilder, alle zarten, kaum erwachten Träume neuen Schaffens, Lebens waren ihm wie von rohen Händen weggewischt.

Er sah das schöne, liebreizende Mädchen hinken und ballte mit dumpfem Seufzen die Faust gegen ein fremdes erbarmungsloses Schicksal.

Am andern Morgen wurde es ihm schwer, unbefangen vor Elfriede hinzutreten, über die er in der Nacht noch lange nachgedacht hatte. Aber ein Zufall machte es ihm leicht.

„Herr Römer!“ rief sie an der Treppe. „Zwei Briefe sind für Sie da. Bitte, kommen Sie schnell herunter! Mein Vetter ist schon weggegangen, Ihre Sachen zu besorgen.“

Sie hinkte an den Tisch, ihm Kaffee einzuschenken, während er noch bei der Tür stand und las.

„Nein, ist denn das möglich!“ kam er freudig auf sie zu und streckte ihr die Briefe hin.

„Lesen Sie, Fräulein Markgraf! Da, und das!“ Er hielt ein Eisernes Kreuz in der Hand.

„— — Ich hätte mich noch mehr gefreut, dem treff-

lichen Maler und tapferen Soldaten das wohlverdiente Ehrenzeichen selber überreichen und an den Rock knüpfen zu können . . .", schrieb ihm der Oberst seines Regiments in den wenigen, herzlichen Zeilen. Und der andere Brief kam aus dem Generalkommando des . . . Korps. Schnelle, kaum leserliche Zeilen von des Generals eigener Hand: „. . . Warum erfahre ich erst jetzt, daß unser guter, alter und trefflicher Freund aus Florenz als Ersatzreservist bei meinem Korps gewesen und verwundet ist. Wie gerne gebe ich gerade Ihnen, lieber Kamerad, das Kreuz! Hätte ich Sie doch einmal gesehen — — — Hoffentlich geht es Ihnen gut. Haben gewiß viel Studienmaterial im Tornister — —? Nun frisch drauflos gemalt, Mlawa und Wloclawek! Deutschland soll stolz sein, daß auch seine Künstler Waffen zu tragen wissen. Und nun segne und erhalte der liebe Gott Ihnen doppelt lange Ihre rechte Hand, Kamerad! —"

Elfriede nahm das Eiserne Kreuz aus seiner Hand und zog es ihm mit zitternden Fingern durchs Knopfloch. Leise knisterte das schwarzweiße Band auf dem vertragenen, feldgrauen Rocke. „Ich kann nur alles wünschen, was Ihr General da schreibt. Wie freue ich mich für Sie, Herr Römer! Und wie wird sich erst mein Vetter freuen —"

Da zog er ihre Hände mit der Rechten ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Er vermochte nicht zu sprechen vor innerer Bewegung.

Als Julius Markgraf eintrat, den Tornister Römers am Arme, den Koffer hinter sich herziehend, kamen sie ihm schnell entgegen.

Der kleine, verwachsene Mann war so gerührt vor Freude, daß er den einarmigen Maler an seine Brust zog.

Vier treue Hände halfen der einen, freudezitternden beim Auspacken. Julius Markgraf las verstohlen noch einmal den Generalsbrief. Er machte still bei sich allerlei Pläne.

„Wenn Sie nicht so bald zu Ihrem Verwundetenbataillon an den Rhein müssen, malen Sie hier. Ich räume den kleinen Gartensaal aus."

„Ja, Sie müssen malen, lieber Herr Römer! Und wir beiden helfen Ihnen, was Sie mögen", klatschte Elfriede in die Hände.

Mitten in dem frohen Vorbereiten stand der Soldat und blickte versonnen um sich.

Wer nennt uns noch drei unglückliche Menschen!? — Ein Buckliger und ein lahmes Mädchen, ein einarmiger Soldat — — und sind so selig mitsammen; jeder möchte dem andern alles, alles und sich selber geben.

Aber ich bin der ärmste von uns dreien. Ich kann nur immer nehmen. Wie soll ich danken? — Zwei edelste Geschwister erschienen ihm Elfriede und Julius Markgraf. Er wollte ihnen beiden jede Stunde in brüderlicher Liebe danken und dienen.

* * *

Römer hatte sich im Gartensaale eingerichtet und ordnete seine Skizzen und Studien. Die beiden Markgrafs halfen ihm dabei.

„Was ist denn das? Das ist ja — — —?" hob Julius Markgraf, der die Blätter in einen Notenschrank einordnete, erstaunt ein farbiges, fast ausgeführtes Stück gegen das Licht. Römer hatte zumeist nur Bleistiftskizzen heimgebracht; ein Soldat im Gliede hat nicht Zeit für

Tuben und Pinsel. Auch war diese Zeichnung in einer ganz eigenen, andersartigen Manier.

„Das ist ein Geschenk. Sehen Sie!“ reichte Römer es auch Elfriede zu, die neben ihm stand. „Es ist mir in diesem Kriege immer wie ein Symbol erschienen, dies Skizzenblatt von Kossak, und ich habe es überall mitgeschleppt.

Da, sehen Sie die alten knorrigen Weiden, das kahle Land. Bauern mit harten Gesichtern und griffigen Fäusten tragen einen toten Genossen zu Grabe. Und mitten hinein sprengt eine Jagdgesellschaft. Die bellende, rasende Hundemeute trennt den Pfarrer und die Ministranten mit Fahne, Kreuz und Weihrauchfaß von den entsetzten Sargträgern. Da stieben die jaulenden Hunde, den Bauern um die Beine, vorbei. Es schwankt der Schrein auf ihren Schultern. Und sehen Sie, wie ein Pfaff sich mit bösem Blick nach dem Gejaid umwendet, nach dem Master im roten Rock . . .“

„Das ist ja — — —!“ sagten Julius und Elfriede gleich in höchstem Staunen.

„Sprechen Sie es nur aus, meine Freunde: Das ist der alte Kaiser Franz Josef! Und hinter ihm auf dem Schimmel prescht der Maler, der diese Szene bei einer Hofjagd wahrhaftig und leibhaftig miterlebt hat. Die andern Rotröcke sind schon voran. Im wilden Hussa gab es kein Aufhalten, kein Ausbiegen — — mitten durch den Trauerzug durch!

Und der alte, gute Kaiser nimmt betroffen und um Verzeihung bittend seinen hohen Hut ehrfürchtig ab vor dem Sarge und dem Leichenbanner mit Totenschädel und gekreuztem Gebein.

Das ist mir das Rührende, Symbolische an dem ganzen Bildchen, an dem Kriege: Der alte, alte gebeugte Mann m u ß durch. Er kann und darf nicht anders, muß seinen Völkern Kummer bringen und blutige Wunden schlagen. Die Woge des Weltkrieges reißt ihn hin und trägt ihn. Über tausend, tausend Leichen stampfen die Hufe der Rosse seiner Soldaten.

Und das Volk, von dem man sagt, es ginge zu Grabe, Österreichs Völker erbeben zwar, aber sie stehen stark und fest, schreiten ihren Weg zielwärts. Tod und Sterben sind das Zeichen. Wie Hunde umbellen uns die Feinde, und wir tragen unsere Toten, unsere Wunden ohne Wanken auf den Altar eines unersättlichen Schicksals. Vaterland für dich!"

Er legte das Blatt in ein Schubfach und wandte sich dem Tische zu.

„Mich hat dies Blatt, das ein Seher malte, immer so ergriffen, daß ich ganz davon abgekommen bin, etwas Allegorisches auf den Krieg zu versuchen. Aber seitdem ich hier bin, habe ich doch einen Gedanken . . ."

„So führen Sie ihn aus!" drängte freudig Julius Markgraf. „Ich wünschte mir wohl, einmal von einem Bilde aller Welt sagen zu können: Das ist in meinem Hause entstanden!"

„Und es soll auch ein Stück Ihres Hauses und Lebens darstellen, soll das Fräulein in den Rosen zeigen, wie ich es zuerst gesehen habe. Der Vorwurf ist einfach, fast so einfältig, daß Sie lächeln werden: Eine schöne junge Dame beim Rosenschneiden und ein einarmiger Soldat, der ihr zusieht. Aber es lag ja alles in Farbenstimmungen, in

dem, was man mit Worten nicht ausdrücken kann. Ich wüßte nur eins dafür: Selige Heimkehr! Friede!"

Beide sahen ihn bewegt an und nickten ihm mit leuchtenden Augen ihr Ja! als er fortfuhr:

„Das müssen Sie mir erlauben. Ich darf das Fräulein am Spalier malen, ehe die Rosenzeit und ehe mein Urlaub hier vorüber sind. Es würde mir das liebste Andenken sein."

Sie gingen selbdritt hinaus und wählten den Platz, bestimmten die Stunde. Elfriede mußte sich in das Spalier stellen, und Römer klappte sein Skizzenbuch auf. Aber er war heute mit dem Bilde nicht recht zufrieden und machte nur zaudernd Striche.

„Das macht der dritte im Bunde", scherzte Julius Markgraf und räumte das Notenpult beiseite, das er Römer zum Zeichnen hingestellt hatte. „Sie wollen mich bei den Sitzungen künftig entschuldigen, mein Freund, aber es macht mich zu wehmütig, das Zuschauen, wo man vor dreißig Jahren hat selbst einmal ein Maler werden wollen."

In der Tat kam die Skizze am andern Tag, als Römer allein zeichnete und Elfriede plaudernd zwischen den Rosen stand, schneller vom Flecke, wiewohl der Maler sich erst daran gewöhnen mußte, daß er nur noch einen Arm hatte.

Am nächsten Morgen schon fuhr er zur Stadt, sich eine Staffelei und fehlendes Malzeug zu besorgen, denn das Bild der Heimkehr ließ ihm keine Stunde Ruhe. Und es bot ihm ja auch die einzige Gelegenheit, dem schönen Mädchen ungestört nahe zu sein, das sich immer ein wenig von ihm fernhielt. Aber auch von ihrem Vetter, der das

wohl in seiner Emsigkeit und Güte, für alle Menschen zu sorgen, nicht einmal bemerkte. Sie saß lesend in ihrer Stube, schaffte im Hause oder im Garten mit der Wirtschafterin und war zu den Mahlzeiten stiller als zuvor. Aber wenn Römer abends erzählen mußte, konnte sie so andächtig und teilnehmend zuhören, daß er oft empfand, er spreche nur für sie, und es dem guten, so brudertreuen Julius Markgraf oft bei sich wie ein begangenes Unrecht abbat. Spät lag er dann noch lange wach im Bett und dachte viel an das schöne, hinkende Mädchen.

Auch Julius Markgraf, in dessen Leben Elfriede so plötzlich getreten war, dachte oft über sie nach. Er fühlte sich glücklich, jünger und froher als in den einsamen Jahren. Manchmal suchte er sich an Elfriedens Mutter zu erinnern und redete sich ein, daß er jene hassen müsse, weil sie ihm seine Jugend, seine Ideale verlacht und verraten hatte. Aber dann kam ihm dieser plötzliche und ungereimte Wille zum Zürnen sofort wie ein übergroßes Unrecht an Elfriede vor, die doch ahnungslos und unschuldig war. Und vollends verjüngten sich in ihr alle liebenswerten Züge, die ihn einstmals an Elfriedens Mutter so bezaubert hatten. Das alles verwirrte ihn, tat ihm weh, aber er fühlte zugleich eine süße Wollust, durch den Anblick Elfriedens seinem vereinsamten Junggesellenherzen Wehmut, ja Schmerz zu bereiten. Und er fing an, das schöne Mädchen heimlich zu beobachten und zu suchen, während es doch schien, als meide er seine Nähe.

Als Römer in der Stadt war, trat Elfriede, Blumen im Arme, in Julius Markgrafs Zimmer und reichte ihm die Hand.

„Lieber Vetter, ich muß dir doch einmal Dank sagen

für alle Liebe, die du mir antust. Ich bin dir ins Haus geschneit, eine Waise, und du hältst mich wie deine rechte Schwester. Bin ich dir denn auch recht, lieber Julius, kann ich dir nützen und helfen, daß ich mich für alle Guttat nicht gar zu unnütz aufführe?"

Er stand verwirrt vor ihr und sah zu, wie sie mit ihren zarten geschickten Händen die Blumen in Vasen und Becher ordnete. Heller war ihm die Stube und heller sein Leben. Er fühlte sein Blut singen und rauschen, wenn er auf das schöne Mädchen blickte.

Nun sah sie ihn an.

„Elfriede, ich freue mich ja so — — —", suchte er nach Worten und fand seiner Verlegenheit einen Ausweg, an Römer zu denken. „Glaubst du, daß auch Römer sich in meinem Hause wohl fühlt? Ich freue mich ja auf das Bild, das er malen will. Das ist ein so schöner Gedanke — — — Ich glaube auch, wir haben da einen ganz bedeutenden Künstler zum Hausgenossen gewonnen. Wenn es nur eine gute Zeit dauerte und er nicht so bald wieder weg müßte — —!"

Nun stand Elfriede verlegen und mied seinen fragenden Blick, vollends als er hastig fortfuhr:

„Ja, wenn jetzt dein Vater noch lebte! Er würde auch Freude an ihm haben, denn das Malen interessierte ihn immer. Er würde uns auch vielleicht helfen können, daß Freund Römer nicht bei dem rheinischen Verwundetenbataillon unnütze Ordonnanzdienste zu tun brauchte, während er uns hier so nötig und so willkommen ist. Na, er hat ja den General zum Gönner . . ."

Das Mädchen hörte nicht mehr auf ihn in seinen Hoffnungen und Vermutungen. An ihren Vater dachte El-

friede, wie er — durch und durch Soldat — nur solche Männer in seinen Kreis zog, die militärisch irgendwie abgestempelt waren. Soldat sein — das hieß ihm der erste und notwendigste Beruf jedes Mannes im Volk, und sie hatte, immer auf Grenzwacht im Osten mit dem Vater lebend, fast wie er denken und unterscheiden gelernt.

Auch sie machte zwischen dem Offizier und einfachen Soldaten keinen schroffen Strich, wollte keine künstlich gesteigerten Schranken im Heere wissen. Soldat ist Soldat, urteilte ihr Vater. Ob einer ein besserer Soldat ist, das lehrt allein der Krieg. —

Nun hatte der Lehrmeister Krieg den besten und treuesten Vater hinweggenommen. Wie sehr würde ihm der bescheidene, kluge Ersatzreservist Eckart Römer als Kamerad zugesagt haben, zumal er der hohen Gunst eines kommandierenden Generals sich rühmen durfte! —

So fand sie wieder zu den Worten des Vetters und bestärkte ihn und sich selber darin: Der General wird ihn uns schon noch eine gute Weile dalassen . . .

Darüber kamen sie auf Römers Kunst, auf seine feine, stille Lebensart zu sprechen. Es war Elfriede, die mit Zurückhaltung kluge Fragen zu stellen und klug zu schweigen wußte, Julius Markgraf begeisterte sich für den neugewonnenen Freund.

Noch am Nachmittage fing Römer, kaum heimgekehrt, an dem Bilde zu malen an. Er bat Elfriede herzlich, zu erzählen, weil es sich fröhlicher dabei schaffen lasse und der Ausdruck eines Gesichts sich im langen Schweigen schnell verändere und ermüde. Von ihrer Heimat und Kindheit, von ihrem Vater, bat er sie, zu erzählen.

Dankbar blickte ihn Elfriede an, und es war ein so

warmes, herzliches Leuchten in ihren Augen, daß der Maler sich gewünscht hätte, es darin bannen, auf seine Leinwand zaubern zu können. Er legte mit schnellen Strichen das Bild an, zuerst die beiden Figuren zu porträtieren und später den Stunden die rechte Farbenstimmung abzulauschen.

Elfriede erzählte. Ihr Herz tat sie dem fremden Manne auf und sah ihn mit Wehmut und Mitleid einarmig hinter der Staffelei hantieren. Manchmal mochte es ihm wohl nicht rasch genug gehen, denn seine Stirn krauste sich. Da erzählte sie schnell ein heiteres Erlebnis, Kinderstreiche. Und sah ihn wieder lächeln, lachend ein Wort, eine Frage einwerfen.

Endlich warf er den Pinsel weg und schraubte die Palette von der Staffelei los.

„Genug für heute! Es ist doch nichts Rechtes, daß man die Farben nicht mehr in der linken Hand zusammen hat. Sehen Sie, Fräulein, man hat das Mischen und Abtönen dabei viel mehr im Gefühl, im Blute möchte ich sagen. Kann vor dem Bilde stillstehen."

Sie empfand es wohl, daß er seinen linken Arm heute zum ersten Male schmerzlich vermißt hatte, und trat betrübt neben ihn, die Anfänge des Bildes zu sehen.

„Ja, wenn man sich einen guten Gehilfen, einen getreuen und geduldigen Famulus erziehen könnte, der bei jedem Schritt hinter einem wäre: Da ist das und hier ist das! Einem so verwachsen und vertraut wie der eigene Schatten!"

Da dachte Elfriede an Julius Markgraf und nannte den Namen dennoch nicht. Diese kurzen Malstunden waren ihr zum ersten Male ein bewußtes, ach so liebes

Heimkehren in die goldene Jugend, ein Hineinlauschen in das eigene Herz gewesen, und es schwang noch etwas leise in ihr nach, das sich vor den Augen eines Dritten fürchtete, auch vor dem Vetter, der ihr Hausung und Zukunft gegeben hatte.

Elfriede schämte sich dieser Heimlichkeit vor Julius Markgraf, der ihr lieb und edel wie ihr eigener Vater erschien. Er plauderte und trank mit dem Maler. Sie verbrachte den Abend für sich in Sinnen und Zweifeln.

Römer malte fleißig, und das Bild machte rasche Fortschritte. Es waren für ihn und Elfriede immer selige Spätnachmittagstunden, die sie selbstvergessen bei der Arbeit verplauderten. Da lernte sie in dem einarmigen Maler einen Mann kennen und achten, der schon ein Stück Welt gesehen und über Welt und Menschen nachgedacht hatte. Ein Schwärmer für alles Schöne, Italienfreund und begeistert für fremde, hochstehende Kulturen, hatte er sich auch durch den Krieg nicht aus dem Gleise werfen lassen, war mit neuer und heißerer Liebe der deutschen Heimat nur noch nähergekommen und schämte sich der Jahre in der Fremde nicht. Trotz seiner dreißig Jahre aus Selbstsucht und Bequemlichkeit bis jetzt ein eingefleischter Junggeselle, lernte er nun auch den Reiz des deutschen Herdes, den Liebreiz eines aufblühenden klugen und schönen deutschen Mädchens unter Julius Markgrafs gastlichem Dache wahrhaft würdigen und fand, einarmig nun, in diesen stillen, blühenden Bereichen den Weg zurück in sein glückliches Jugendland, wo man, mit siebzehn Jahren ein reiner Tor, geschwärmt und geliebt hatte.

Indes saß Julius Markgraf in dem Blockhaus am Flusse, bastelte ein wenig und grübelte viel über sich und

die beiden da oben im Garten unter den Rosen. Des einen war er sich immer gewiß, daß er Elfriede ein zweiter Vater sein sollte und mußte. Und ihr Gebrechen, das wie ein Schandfleck auf der herrlichen Jugendblüte dieses Mädchens lag, tat ihm weh im tiefsten Herzen. Aber es war noch ein anderes in ihm wach und wollte nicht ruhen, nicht verstummen in allen den Stunden: Er vergaß seine fünfzig Jahre, seine grauen Haare und fühlte ein heißes, begehrendes Lieben für Elfriede. Seinen Buckel vergaß er nicht und schämte sich dessen nur mit einem Male wie ein Geschlagener. Es tat ihm weh, vor allen Männern gezeichnet zu sein. Das hieß auch verschmäht werden in den Augen der Liebe, des geliebten Weibes. Elfriedens eigenes Gebrechen beschönigte er vor sich und leugnete es sich fast hinweg: sie war ja so schön.

Aber der andere war ein Soldat, ein Held und ein Künstler. Er war in Wahrheit ein Krüppel, der Maler mit einem Arme. Gehörte ihm Elfriedens Mitleid schon viel mehr als dem Verwachsenen, so auch ihre Liebe, denn Eckart Römer war jung wie sie selber.

So quälte sich Julius Markgraf in seinen einsamen Stunden mit dem großen Rätsel herum, von dem es in seinem Herzen so lange Jahre schon ganz still und stumm geworden war. Er bedachte sich ernsthaft, ob er nicht den Versuch wagen und Elfriede seine Hand anbieten solle. Ihr „Nein“ fürchtete er; er würde das empfindsame Mädchen aus seinem Hause treiben, wo doch ihre neue Heimat war. Und ihr „Ja!“ — — das würde ihn zum Glücklichsten machen — — würde diese Mädchenblume, die vor ihm wie ein Hauch erblüht war, an seine fünfzig Jahre fesseln.

Dreißig Jahre jünger sein und im Herzen einen edlen Helden wie Eckart Römer bewahren — — Nein, das würde niemals ein Glück für Elfriede bedeuten — — —

Dreißig Jahre älter als sein junges Weib! Julius Markgraf malte sich die fröstelnde Einsamkeit einer so ungleichen Ehe aus und entsagte stille und wehmutsvoll.

In seinem Blockhäuschen am Flusse, vor dem Bilde des blühenden Todes wurde ihm das leicht. Aber wenn er hinaustrat in den lachenden Sommer, wenn er zwischen Römer und Elfriede stand, kam es ihn doch immer wieder schwer an. Dann raffte er sich zusammen und zwang seine Gedanken zum Kriege hin: Alle Menschen opfern und verlieren das Liebste, was sie haben. Opferst du? Verlierst du? Hast für deine letzten Jahre die Hand heimlich nach einem köstlichen Schatze ausgestreckt, der dir nicht zukommt. Dem da, dem Kriegskrüppel gehört Elfriede. Und sie ist Waise durch den Krieg, hat geblutet und geopfert wie er. Du aber, Julius Markgraf, hast dein Leben im Frieden und Wohlstand verbracht. Daß auch deine letzten Jahre gesichert seien, opfern die andern Blut und Leben. — —

Dann erschrak er und widmete sich mit doppelter Hingabe Elfriede und Römer, der ihn oft betroffen, ja bestürzt ansah, als läse er ihm die Gedanken von der Stirn.

An einem Regentage saßen sie plaudernd von einer Mahlzeit zur andern beisammen. Ernst und heiter ging das Gespräch her und hin.

„Ich habe ganz umgelernt und kenne mich immer noch nicht aus in unserem lieben Deutschland“, sagte Römer. „Mit welcher Sparsamkeit wird jetzt überall gewirtschaftet! Wie zufrieden ist jeder mit dem Wenigen,

das ihm bleibt! Und kann immer noch geben . . . Jede Frau ist eine mustergültige Haushälterin geworden, als hätte sie alle die Jahre vorher nicht anders als unter Staatsaufsicht und nach tausend staatlichen Vorschriften gewirtschaftet. Überhaupt die Frauen in Deutschland... sie sind tausendmal liebevoller und tausendmal liebenswerter geworden. Strebten so viele vor dem Kriege in Verblendung den törichten Zielen nach . . . jetzt weiß jede Frau, daß sie zum Manne gehört und hält zum Manne, sein bester Kamerad!"

Die Markgrafs schwiegen beide. Er erkannte in dieser Stunde, daß Elfriede keinen besseren Mann gewinnen könne. Und Elfriede stand erschrocken vor so viel Einsicht, vor so hochsinnigem Denken von der Frau, das sie sonst nicht aus Büchern, nicht aus dem Leben angesprochen hatte. Nur aus einem lieben Munde: ihr Vater sah in der Frau den Kameraden des Mannes und hatte, früh vereinsamt, seine Tochter gelehrt, daß das Weib mit dem Manne halten müsse durch alles Glück und alle Not, treu bis zum Tode.

Sie blickte sinnend auf den Mann, der ihr schweigend gegenübersaß, und es war ihr, als stünde der Oberst hinter dem einarmigen Soldaten und nickte ihr zufrieden zu. Er war ja ein herzhafter Mann gewesen und litt kein langes Versteckspielen mit Worten und Gefühlen.

Da erhob sie sich und ging langsam hinaus.

Der Maler blickte ihr nach, wie sie schwer durch die Stube hinkte, sah ihre helle Gestalt in der Tür verschwinden und starrte ins Leere.

Einsam war es um ihn auf der Diele. Die Wände

drückten und drängten auf ihn ein, als wollten sie über ihn fallen.

Ich muß es ihr sagen, daß ich sie liebe! nahm er sich vor. Aber dann trat der gütige, väterliche Freund und Hausherr vor sein geistiges Auge, und der Soldat fühlte ungewiß, daß er diesem Manne ein Unrecht tun wolle. Fühlte denn das Mädchen überhaupt für ihn, den Einarmigen? — Ja, sie hatte Mitleid, mehr als Mitleid für ihn übrig. Das verrieten ihm Blick und Wort, sein eigenes Herz, das ohne Ruhe war unter gleichem Dache mit ihrer Jugend und Schönheit.

Sie war lahm. Tat es seinem Malerauge noch weh?

Oben in seiner Stube saß Julius Markgraf und dachte den gleichen Gedanken wie er, dachte noch weiter in die Zukunft hinein: Wird nicht eine Zeit, eine ferne Zeit kommen, die es ihm ins Herz schreit: Meine Frau ist verunziert, weil sie hinkt. Es quält mein künstlerisches Empfinden und reißt sie mir noch ganz aus dem Herzen. — —

Bedächtiger, allzu bedächtiger Mann! Die Jugend sieht und denkt nur, was sie mag, und ein Einarmiger wird keinen andern einen Krüppel schelten wollen. —

Eckart Römer wanderte im regennassen, verblühenden Garten um und lauschte auf sein Herz und die Natur. Die beiden hatten ihm noch immer den besten Rat gegeben. Er sah mit helleren Augen als je, entdeckte neue Stimmungen auf dem oft begangenen Wege, faßte Pläne. Zuletzt fiel ihm auch für seine Kriegsbilder etwas Gescheites ein.

Da blieb er stehen und pfiff hell vor sich hin.

„Abgemacht! Es ist die Rechte und morgen frage ich, ob sie meine Frau werden will."

Bis in die Nacht hinein schrieb er an seine alte Mut-

ter in Westpreußen und schilderte ihr die letzten Wochen, die Braut. Wenn ihm der Oberst Markgraf hätte über die Schultern sehen wollen, der droben im Walhall an der Heldentafel saß, er würde wohl geschmunzelt haben: Der ist ein Soldat! Vom Plan zur Tat ist ihm nur ein Schritt. Bravo, Kamerad!

Vom frühen Morgen an malte Römer schon an dem Bilde; es mußte heute fertig werden, denn in der Natur standen schon neue, vorherbstelnde Töne und es war wie ein ganz leiser Hauch der Müdigkeit und des Absterbens überall.

Mit sicherem Pinsel schrieb er die letzten Lichter hin, setzte dem Bilde in ein paar Stunden ganz andern, herzhafteren Charakter auf.

Elfriede saß ihm nun längst nicht mehr, und Julius Markgraf hatte seine Neugierde, das Bild zu sehen, noch jeden Tag bezähmt. Aber diesen Morgen kam er gerade ahnungslos daraufzugegangen. Stand überrascht, überwältigt vor der Staffelei.

„Römer! — — —

Wie schön ist das! — — — Der Soldat kehrt heim. Sein Gesicht!! — Und das Mädchen — — —? Das ist Elfriede. Und ist es doch nicht — —? Nur einmal sah ich sie so . . . Damals, als wir . . . von Ihnen . . . sprachen.

Lieber Freund! Das Bild ist so schön, ich kann es ja nicht sagen — — —"

Und fühlte, wie weh ihm die Offenbarung des Bildes tat, all seinem Entsagen zum Trotz.

Römer hatte aus seinen Worten wohl nur das eine

herausgehört: Nur einmal sah ich Elfriede so . . . als wir von Ihnen sprachen — — —

Auch er stand wie in einem Traum und Taumel.

Streckte dem Gastfreund die Rechte hin.

„Nehmen Sie das Bild zum Geschenk von mir, Herr Markgraf. Ich bitte Sie darum . . .“

Der andere stand wie erstarrt. Seine Augen leuchteten auf. Mit zitternden Fingern umfing er die Hand des Malers, drückte und schüttelte sie.

„Nein, nein, Herr Römer! Das ist ja nicht Ihr Ernst. Sie sind in einer frohen Stimmung — — — ja. Aber Sie bestehlen sich selber, wenn Sie das Bild da verschenken. Ich kann es nicht annehmen, Freund — — — lieber Freund, du — —“

„Ja, ich bin glücklich und sehe, daß ich auch dich glücklich mache. Nimm das Bild, lieber Freund!“

Tief sahen sich die beiden Männer in die Augen. Und umarmten sich vor dem Bilde Elfriedens, der Bucklige und der Einarmige.

„Dank! Eckart . . . ich muß jetzt mit mir allein sein —“ schüttelte Markgraf ihm noch einmal die Hand, wandte sich ab und eilte ins Haus.

„Elfriede — Elfriede! Er hat mir das Bild geschenkt!“ stammelte er vor ihr, als sie ihm auf der Diele entgegentrat.

Und Römer draußen nickte dem Bilde, nickte dem geliebten Mädchen auf dem Bilde zu und schritt frohen Herzens tiefer in den Garten hinein.

Der Freund und Vetter war ihm gewonnen, er hatte ihn verstanden, hatte wohl selber überwunden. Nun mußt du deine Frage geraden Herzens stellen, Aug' in Auge.

Es wurde ihm doch ein wenig schwül und er war schon jetzt, allein im Garten, um die rechten Worte verlegen, wie er ihr — vor Wochen noch fern und fremd — seine Liebe bekennen sollte. Der kriegsharte, unerschrockene Mann vor dem heiligsten Schritte des Lebens fühlte sich Kind, voll Zagen und Bangen.

„Sie haben meinem Vetter eine so große Freude gemacht, Herr Römer. Wie danke ich Ihnen! Sähen Sie ihn nur, er ist ganz überglücklich, der gute Julius . . .", hörte er plötzlich ihre volle, frohe Stimme nahe bei sich. Sie war über den Rasen geschritten, und er hatte es nicht bemerkt in seinen Freierängsten.

Nun schrak er auf und faßte einen frohen Mut.

„Das Bild gab ich ihm, ja. Und das Leben, Sie, Elfriede, möchte ich dafür von ihm verlangen — —!"

Sie senkte ihr erglühendes Gesicht vor ihm. Die braunen Flechten leuchteten schweren Glanzes auf.

Mit zwei Schritten war er bei ihr und schlang seinen Arm um sie.

„Sieh mich doch an, Elfriede! Ich liebe dich so sehr, daß ich es nicht mehr verschweigen kann und will. Willst du mein Weib werden, liebe — — liebste Elfriede?"

Aus den dunklen Augen flammte es ihn an, glücksschwer.

„Wenn ich dein Gehilfe, dein treuer Famulus werden darf — —?"

„Geliebte — — — Kamerad bis zum letzten Atemzuge!" sank er vor ihr in die Knie und umklammerte sie mit seinem Arme.

Da neigte sich Elfriede zu ihm herab und nahm seinen

Kopf in ihre beiden Hände, beugte sich ganz tief herab und küßte ihn.

Und Brust an Brust gelehnt blickten sie in den nahenden Abend, der mit purpurnen Farben über die Höhen stieg.

Vom Garten her kam ihnen Julius Markgraf entgegen, ihrer beider Vater nun und treuester Freund.

Rosen, blühende Rosen trug er in den Armen.

22

Alles um Frieden!

Bilder aus unseren eisenharten Tagen

von

Paul Burg



Im Xenien-Verlag zu Leipzig